

Pin

196

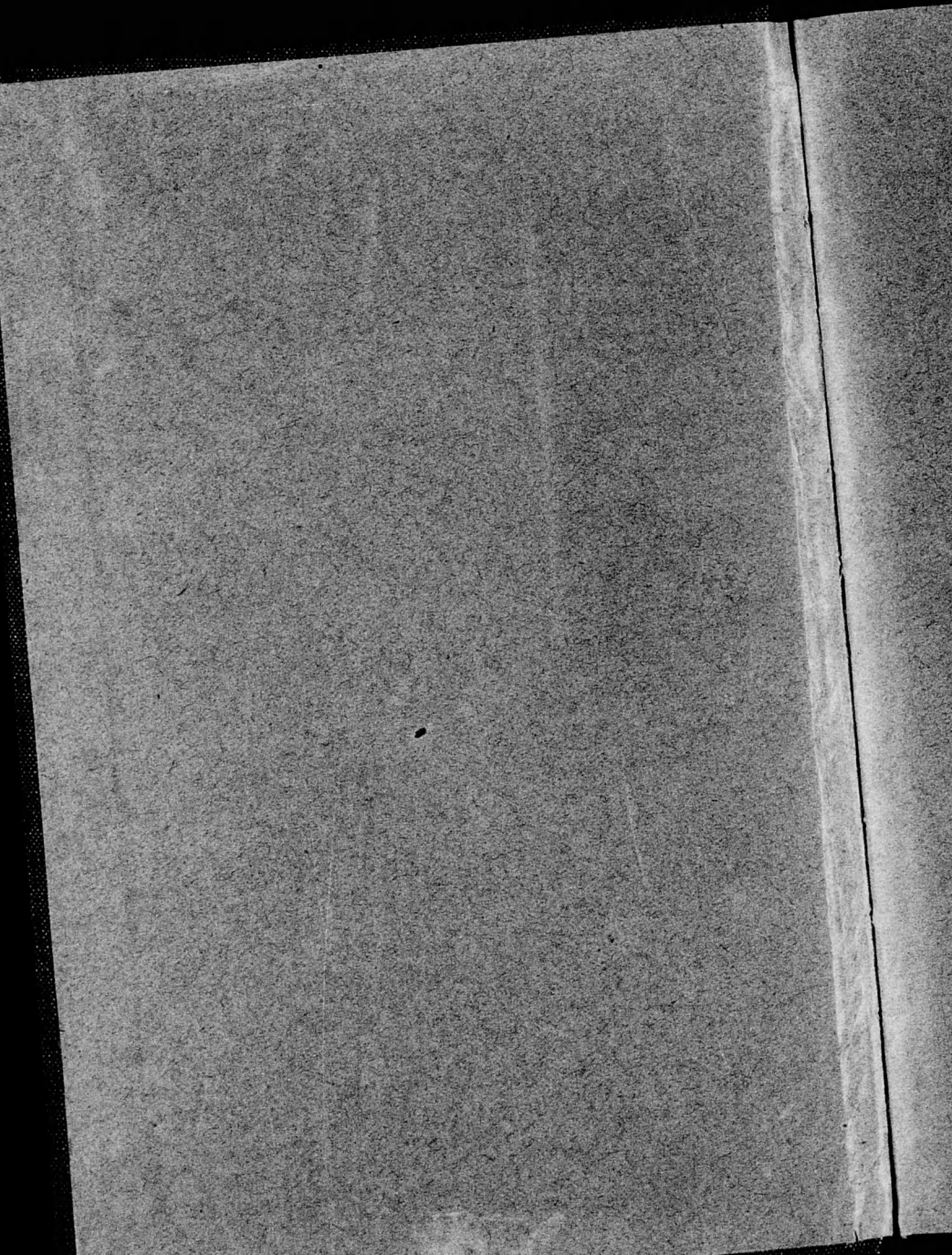
585

TAJ 401

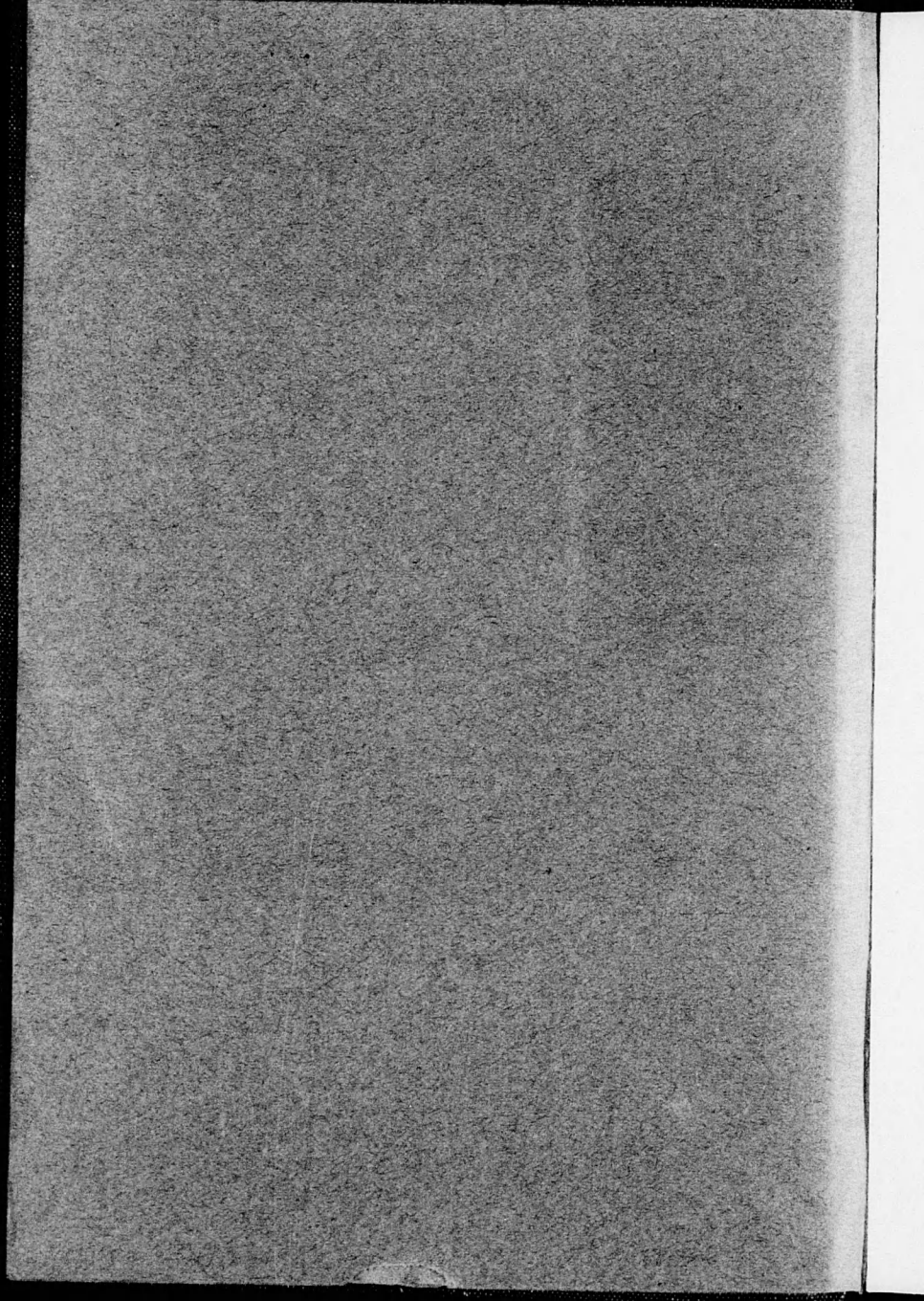
James Davis

J

1











Thomas More.

TAJ 401

Thomas Morus,
Lordkanzler von England.

Ein kleines
Lebensbild des großen Mannes,
gezeichnet von
einem Priester der Erzdiözese Köln.

„HIC ILLE MORUS, QUO MELIUS
„NIHIL TITAN BRITANNO VIDIT
„AB ÆTHERE.“
Jacobi Balde Lyric. lib. IV. ode XVI.

Mit einem Stahlstich und drei Holzschnitten.

Zum Besten des Missionshauses in Steyl.

Missionsdruckerei in Steyl,
postl. Kaldenkirchen (Rheinland).

RIJKSUNIVERSITEIT UTRECHT



1485 9577

IMPRIMATUR

P. J. H. Rüssel,

Can. et Prof., ad hoc delegatus.

BIBLIOTHEEK DER
RIJKSUNIVERSITEIT
UTRECHT
COLL. THOMASSE

Vorwort.

Vierhundert Jahre sind nun verflossen seit jenem Tage, an welchem Thomas Morus das Licht der Welt erblickte. Reidlos haben Freund und Feind des großen Mannes Lob verkündet. Und nicht bloß vaterländische Zungen haben dieses Ehrenamtes gewaltet; auch Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland haben durch den Mund ihrer Schriftsteller seinen Namen verherrlicht. Am meisten aber freut und rühmt sich dieses Sohnes seine hl. Mutter die Kirche Gottes. Zwar hat ihr unfehlbarer Mund ihn noch nicht selig gesprochen, aber kostbar immerhin in ihren Augen ist sein Leben, und noch kostbarer sein Tod auf dem Blutgerüste, den der Strahlenkranz des Martyrthums umgibt. Er darf ähnlich gehalten werden jenen gerechten Männern des alten Bundes, denen der hl. Geist selbst bezeugt bei Jesus Strach, daß „vielen Ruhm ihnen ertheilt habe der Herr,“ daß sie „Herrscher waren über Reiche, Männer groß an Macht und ausgerüstet mit Einsicht,“ daß „ihre Leiber zwar ruhen im Grabe, aber ihr Name lebt von Geschlecht zu Geschlecht.“

„*Laudemus viros gloriosos*“! „Lasset uns preisen diese ruhmwürdigen Männer!“





1. Jugendleben.

Thomas Morus wurde geboren zu London ungefähr um das Jahr 1480. Sein Vater Johannes, ein Mann von großer Rechtschaffenheit und strengen Grundsätzen, war Mitglied des königlichen Gerichtshofes. Seine Mutter, welche ihm sehr früh durch den Tod entrisen wurde, gehörte einer alten und angesehenen Familie an.

Den ersten Unterricht empfing der eifrige Knabe in einer dem hl. Antonius geweihten Schule. Wohl mag der große Heilige, unter dessen Schutz die liebe Jugend gestellt war, mit freudiger Hoffnung vom Himmel herab auf den kleinen Schüler geblickt und ihm viele Gnaden erfleht haben. Seine weitere Ausbildung erhielt Thomas in dem Hause des hochangesehenen und mächtigen Ministers Heinrichs VII., des Cardinals Morton, der zugleich Lordkanzler und Erzbischof von Canterbury war.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Aufenthalt in einem solchen Hause den allertiefsten Eindruck auf den empfänglichen Geist des Jünglings machen mußte. Und dieser Eindruck war um so segensreicher und entscheidender für die Zukunft, als Cardinal Morton ein Kirchenfürst war, welcher zu den einflussreichsten Männern seines Zeitalters und zu den tugendhaftesten Dienern der heiligen Kirche gehörte.

Welche Hoffnungen der Cardinal seinerseits an seinen Zögling knüpfte, beweisen die bei einem Festmahle vor vielen Gästen ausgesprochenen, fast prophetischen Worte: „Aus diesem Knaben wird dereinst ein

außerordentlicher Mann. Wer lebt, wird es erfahren!"

Ungefähr 17 Jahre alt, verließ Thomas das Haus seines Erziehers, um die altberühmte, englische Universität Oxford während zweier Jahren zu besuchen. Innerhalb dieser kurzen Zeit legte der talentvolle und strebsame Jüngling die feste Grundlage für jene ausgedehnte wissenschaftliche Bildung, welche seinen Namen weit über die Grenzen des englischen Reiches hinaus berühmt gemacht hat. Mit hingebender Begeisterung widmete er sich der klassischen Philologie, und studirte mit größten Eifer die scholastische Theologie, deren Pflege ihm in den späteren Kämpfen für die Rechte und Freiheiten der Kirche außerordentliche Dienste geleistet hat.

Von dem „Studentenleben“ hat der Studirende sehr wenig, oder eigentlich gar Nichts verkostet. Sein Vater, der ihn mit rauher Strenge behandelte, hielt ihn äußerst knapp, gewährte ihm kaum das Nothwendigste und forderte überdies noch von jedem Pfennig die genaueste Rechenschaft. Und doch hat diese Behandlung den Jüngling nicht nachtheilig verstimmt, oder in seinem edlen Streben gehemmt. Noch in späteren Jahren dankt er vielmehr dem Vater für diese Strenge; durch sie sei er von vielem Bösen abgehalten worden, habe seine Zeit nicht verschwendet und den schlimmen Gebrauch des Geldes nicht erlernt.

Im Jahre 1499 rief ihn der Vater nach London zurück, damit er sich ausbilde in der Rechtswissenschaft und in dem Rechtsleben. Gehorsam, wie immer, fügte er sich dem Befehle und gab sich mit wahrer Selbstverleugnung an die ihm wenig zusagende Beschäftigung. Schon bald hatte er sich zurecht gefunden in dem Durcheinander der englischen Gesetze und diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten sich angeeignet, welche ihm die dereinstige erfolgreiche Führung des richterlichen Amtes sicherten.

Ueber sein Leben in der Hauptstadt gibt uns sein neuester Biograph, Reinhold Baumstark,*) Auskunft mit folgenden Worten:

„Inmitten des betäubenden Lärms und der rauschenden Vergnügungen der englischen Hauptstadt, welche schon damals ihren jetzigen riesenmäßigen Verhältnissen mit raschen Schritten entgegenging, führte unser jugendlicher Rechtsgelehrter den Lebenswandel eines ernstlichen, frommen, enthaltlichen und arbeitsamen Christen. Wachsamkeit über sich selbst erschien ihm als die erste aller Pflichten und als die Grundlage aller christlichen Weisheit. Ausgestattet mit allen Kräften einer kerngesund und unverdorbenen körperlichen Natur, blieb er nicht verschont von Versuchungen und Kampf, und die Mittel, deren er sich bediente, um den Sieg zu erringen, waren nichts weniger als sanfter Natur. Strenges Wachen und Fasten, ernstes und fortgesetztes Gebet genügten ihm nicht; ganz im Geiste der Besten jener rauhen und strengen Zeit züchtigte er seinen Leib durch Cili- cium und Geißelungen. Die Geißelung pflegte er sich alle Freitage und Festtage aufzuerlegen. Den Schlafsuchte er auf vier oder fünf Stunden zu beschränken, die er auf dem Zimmerboden, oder auf bloßen Brettern mit einem Scheit Holz unter dem Kopfe zubrachte.“

Alle diese Uebungen wußte er so heimlich und geräuschlos zu verrichten, daß sein Aeußeres durchaus nichts von den damit verbundenen Anstrengungen verrieth. Neben seinen eifrig betriebenen Fachstudien und Berufsarbeiten fand Thomas Morus auch hier noch reichliche Zeit die Theologie zu pflegen. Die gelehrte und gebildete Welt der Hauptstadt war nicht wenig erstaunt, als der dem Jünglingsalter kaum Entwachsene

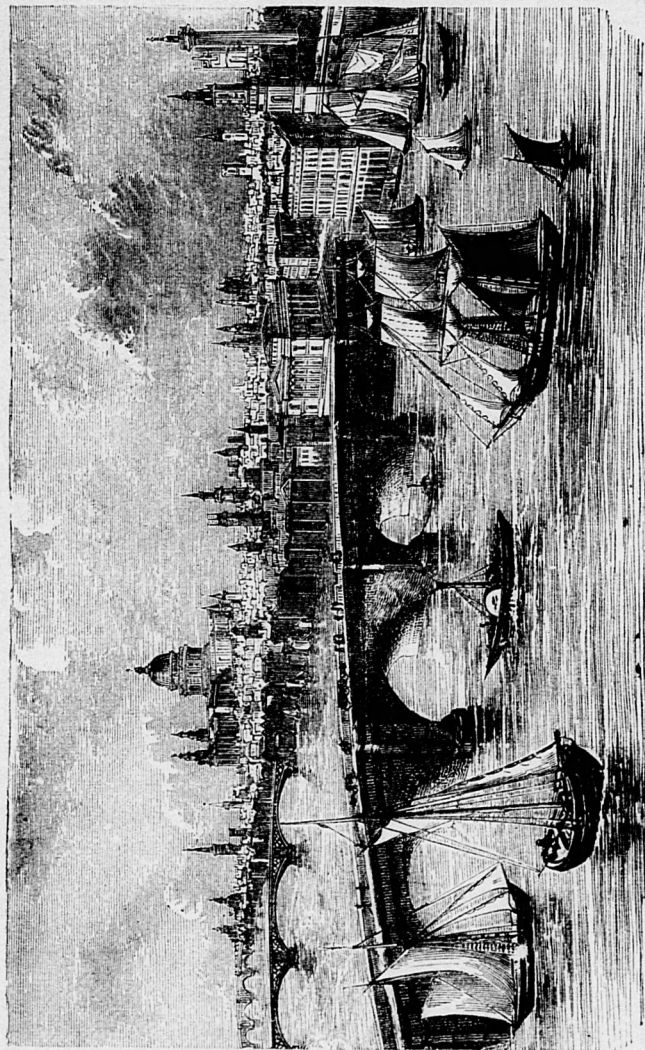
*) Thomas Morus von Reinhold Baumstark.
Freiburg im Br. (Herder'sche Verlagshandlung) 1879.

öffentliche Vorlesungen ankündigte und in einer der Kirchen Londons abhielt, welche keinen geringeren Gegenstand behandelte, als des großen hl. Augustin's berühmtes Werk „de civitate Dei“, „die Stadt Gottes.“ Wie ehrenvoll, lohnend und ermunternd, als der jugendliche Redner unter den gespannt lauschenden Zuhörern seinen eigenen Lehrer und viele ausgezeichnete Personen erblickte!

Eine denkwürdige Begebenheit in dem Jugendleben unseres Thomas Morus ist sein muthiges und erfolgreiches Auftreten als Mitglied des englischen Parlamentes gegenüber den maßlosen und drückenden Forderungen seines Landesfürsten.

Heinrich VII. nämlich begehrte anlässlich der Vermählung seiner Tochter Margaretha mit Jakob IV. von Schottland von dem „Haufe der Gemeinen“ eine außerordentliche Geldbewilligung. Der größte Theil der Parlamentsmitglieder schien, trotz innerlichen Widerstrebens, aus knechtischer Furcht vor der Ungnade des Monarchen zur Genehmigung der drückend schweren Summe bereit. Da trat Morus auf mit dem Feuer und der ganzen Rücksichtslosigkeit der für das gute Recht begeisterten Jugend und sprach mit einer solchen Kraft, und mit solchen eindringenden Gründen, daß eben dieselbe Wahrheit, der besseren Erkenntniß folgend, sich gefangen gab und die königliche Forderung ablehnte.

Heinrich VII. nahm Rache auf sehr unkönigliche Weise. Er ließ seinen Groll aus an dem schuldblosen Vater des Redners, dem alten, ehrenwerthen Richter Johannes Morus, den er unter irgend einem Vorwande zu einer Geldstrafe von 100 Pfund Sterling — 2000 Mark nach unserem Geld: — verurtheilte und bis zur Zahlung der Summe in den Tower bringen ließ. Das war ein Dolchstich in das Herz des Sohnes, der mit kindlicher Ehrfurcht seinen Vater liebte, und diese Wunde,



London von der Themse aus.

an der empfindlichsten Stelle beigebracht, ist niemals ganz vernarbt. Man bot dem Vater Vergnadigung an, wenn der Sohn wegen seiner Rede den König um Verzeihung bitten wolle. Aber Thomas war sich keines Vergehens bewußt, hatte lediglich seine Gewissenspflicht erfüllt und war zu charakterfest und auch zu klug, als daß er um diesen Preis die Befreiung seines Vaters erkaufte hätte. „Blutenden Herzens,“ — sagt Baumstark — „aber ungebeugten Willens, ließ er seinen Vater den eigenen Kampf ausfechten, während er selbst dem Sturme auswich und im Schatten der Kirche eine Zuflucht suchte.“ Und hieran knüpft sich die letzte Denkwürdigkeit aus dem Jugendleben des großen Mannes.

Morus zog sich volle vier Jahre in die tiefste Einsamkeit zurück und lebte mit den Carthäusermönchen, ohne Gelübde zwar, aber im Uebrigen strenge und tugendhaft wie ein Jeder aus ihnen. Seine Zeit floß dahin zwischen Gebet, geistlichen Uebungen und ernstesten Studien. Seine Erholung fand er in der Musik, am meisten aber in den Besuchen des allerheiligsten Sakramentes, so daß auch er mit vollster Wahrheit von sich sagen durfte: „Laetatus sum in his, quae die a sunt mihi: in domum Domini ibimus!“ „Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn!“ (Ps. 121, 1.)

Damals erfüllte seine Seele der Gedanke, gänzlich und für immer der Welt zu entsagen und Ordensmann zu werden. Aber die göttliche Vorsehung, die „Alles lieblich anordnet,“ hatte anders beschloffen. Sie bediente sich eines auserlesenen Mannes, welcher früher zu Oxford sein Lehrer und gegenwärtig sein Beichtvater war, um ihn von diesem Schritte zurück zu halten. Nach schweren Kämpfen folgte er dem erfahrenen Seelenführer. Er gab sein Einsiedlerleben auf und machte eine Reise nach Frankreich und den Niederlanden. Bei

dieser Gelegenheit besuchte er auch Löwen und Paris, vervollkommnete seine Sprachkenntnisse und kehrte dann in sein Vaterland zurück, fest entschlossen, ein Familienleben zu begründen.



2. Familienleben.

Nach einer unschuldig verlebten Jugend, wohl-
vorbereitet an Geist und Körper, gestärkt durch
den häufigen Empfang der Gnadenmittel der
heiligen Kirche und geleitet von einem erfahrenen
und frommen Seelenführer: trat Thomas Morus
in den Ehestand ein.

Die Art und Weise, wie er seine Braut gefunden, ist merkwürdig. In der Grafschaft Essex lebte ein Land-Edelmann, Namens John Colte. Er war mit Morus sehr befreundet und besaß drei heirathsfähige Töchter. Die Mittlere an Jahren sagte dem Herzen des jungen Mannes am meisten zu. Schon wollte er um ihre Hand bitten, da stieg plötzlich der Gedanke in ihm auf: „Aber was wird die Älteste denken, wenn ich sie übergehe und ihre jüngere Schwester wähle? Ich werde sie ohne Zweifel tief kränken und das darf ich nicht.“ Kaum gedacht, läßt er die Auserkorene fahren, wirt um die Älteste, heirathet sie und wird mit ihr überaus glücklich, allerdings nur für wenige Jahre, denn mitten hinein in das Glück und den Frieden der jungen Häuslichkeit sandte der Himmel eine schwere Prüfung. Im sechsten Jahre des reichgesegneten ehelichen Lebens raffte der Tod die brave Gattin dahin und ließ den tiefgebeugten Gatten einsam zurück, umgeben von vier Kindlein, welche, frisch und blühend wie junge Röslein, der Mutterhand und des Mutterherzens noch im höchsten Maße bedürftig waren. Um dieser lieben Kleinen willen, die versorgt, und um seiner schweren und anhaltenden Be-

rufspflichten willen, die pünktlich erfüllt werden mußten, entschloß sich Morus zu einer zweiten Ehe. Auch hier sind die näheren Umstände bei der Brautwerbung höchst merkwürdig, ja fast einzig in ihrer Art. Seine Auserwählte war eine Wittve, Alice Middleton. Sie war sieben Jahre älter, als der junge Wittwer, und besaß weher körperliche Vorzüge noch besondere Liebenswürdigkeit, ja man sagte ihr sogar nach, — und nicht ganz mit Unrecht — daß sie eine Art Kantippe sei. Als Morus ihr den ersten Besuch abstattete, dachte er gar nicht daran, sie für sich zur Frau zu begehren; er kam vielmehr zu ihr als Werber für einen Freund, der die Wittve gern geheirathet hätte. Was geschieht? Der gutmüthige Vermittler bekommt für den Freund einen „Korb,“ für sich selbst aber einen um so verständlicheren Wink. Getreu berichtet der Abgesandte seinem Auftraggeber über das gescheiterte Unternehmen, fügt aber auch, offenerherzig genug, die ihn selbst betreffende interessante Mittheilung hinzu. Der Andere, — ein treuer Freund — war's zufrieden, und — Morus führte die Braut an den Altar.

Und nun zeigte es sich, daß auch diese Wahl eine glückliche, eine „im Himmel beschlossene“ war. Alice war trotz ihrer „Eigenthümlichkeiten“ eine vortreffliche Hausfrau, den Kindern aus erster Ehe eine liebevolle Mutter und ihrem Ehegemahl eine allezeit besorgte und zu jedem Opfer bereite Gattin. Wie sehr sie unter Anderem bestrebt war, des Apostels Wort zu erfüllen, daß die Frau dem Manne nach Möglichkeit „gefällig“ sein solle — „quomodo placeat viro,“ — beweist schon die eine Thatfache, die der berühmte Erasmus gebührend hervorhebt, daß Alice in ihren vorgerückten Lebensjahren ihrem Gatten zulieb noch das Weigenspiel erlernte!

Um dieses Familienleben etwas näher betrachten zu können, wollen wir uns im Geiste nach Chelsea begeben, dem berühmt gewordenen Landfize der Familie Morus.

Da, wo jetzt mitten in London die Beaufort-Straße liegt, befand sich vor dreihundert Jahren, etwa drei englische Meilen von der Hauptstadt entfernt, das Dörfchen Chelsea. Hier, inmitten einer lieblichen Landschaft und umgeben von einer, dem geräuschvollen städtischen Treiben entgegengesetzten, wohlthuenden Stille, hatte Thomas Morus nach dem Tode seiner ersten Frau sich angekauft. Das kleine Besitzthum bestand aus einem bescheidenen Hause nebst dem dazu gehörigen Garten und Ackerland. Am äußersten Ende des Gartens wurde ein Neubau errichtet, bestehend aus Kapelle, Gallerie, Studierzimmer und Bibliothek. In dieser Kapelle versammelte der gottesfürchtige Hausherr jeden Morgen und Abend seine Familienmitglieder und Dienstkente zum gemeinsamen Gebete. Er war mit Recht überzeugt, daß reicher Segen an diese gemeinsamen Hausandachten geknüpft sei, und betrachtete sie als ein vorzügliches Mittel, die Heiligung der Familie zu fördern. Nach dieser Privatandacht besuchte er die Pfarrkirche und wohnte mit auferbaulichster Andacht dem heiligen Messopfer bei. Kein Geschäft, und mochte es noch so wichtig erscheinen, konnte ihn von diesem Besuche abhalten. Selbst dringende Staatsangelegenheiten, ja sogar königliche Botschaften fanden bei ihm erst dann Erledigung und Gehör, wenn er seinem allerhöchsten Herrn, dem Könige des Himmels und der Erde seine Aufwartung gemacht und von Ihm sich Rath und Stärkung zu den Berufsarbeiten geholt hatte. „Zuerst laßt uns Gott dienen und dann dem Könige,“ war sein Wahlspruch. Ueberhaupt war Morus im eigentlichen Sinne des Wortes ein „Mann des Gebetes,“ der es in heiligem Ernste nahm mit den schweren Worten: „Betet ohne Unterlaß.“ „Unter seinen unschuldigen, häuslichen Freuden ebenso gut wie am Sitzungstische des Staatsministeriums, auf frohem Spaziergange ebenso gut wie bei schmetternder Tafelmusik und königlichem Hofbanket, im Vollgenusse seines

zuerst so hoffnungsvollen Lebensglückes nicht minder, als bei der letzten Umarmung seiner Lieblingstochter und beim schweren Gang zum Blutgerüste: — Eins blieb sich gleich: Thomas Morus betete. Unter allen Geschäften und Mühsalen fand er Zeit, täglich das Muttergottes=Officium, sehr häufig die Buß- und Gradual=Psalmen zu beten. Bei seinem riesigen Gedächtniß bedurfte es, um solches zu thun, keinerlei Neußerlichkeiten. Allein er war nicht damit zufrieden und brachte vielfach halbe Nächte, sei es, daß er nicht schlafen konnte, sei es, daß er den Schlaf absichtlich brach, in tiefer Andacht und in ernster, vielleicht manchmal nur zu ernster Betrachtung zu.“*) Den Freitag als Todesstag seines Erlösers heiligte Morus auf folgende Weise. Er zog sich dann von den Seinigen zurück zu lang anhaltender, einsamer Beschauung und zu religiösem Studium und verschärfte diese Uebungen jedesmal durch eine empfindliche Geißelung. Am Freitage wurde er wieder ganz „Karthäuser.“ An den Sonn- und Feiertagen war er als Chorsänger thätig in der Pfarrkirche und schämte sich nicht, den übrigen Mitsängern gleich, das damals übliche Chorhemd zu tragen. Und diesem Gebrauche ist er treu geblieben, selbst in den Zeiten seines Kanzleramtes. Einstmals besuchte ihn sein College im Staatsministerium, der Herzog von Norfolk, und fand ihn in diesem Gewande. „Was!“ rief nach beendigtem Gottesdienste der erstauute Herzog aus, „Mylord Kanzler ein Küster! Ihr entehrt ja den König und sein Amt!“ Schlagfertig, wie immer, entgegnete Thomas Morus: „Der König, Euer und mein Gebieter, kann nicht dadurch mißachtet scheinen, daß ich seinem und meinem Herrn, unserm göttlichen Heilande diene.“

Bei den Prozessionen fehlte der glaubensstarke Mann nie. Oft diente er sogar dabei als Kreuzträger, und

*) Baumstark.

obwohl es die Sitte der damaligen Zeit mit sich brachte, daß Personen höheren Standes zu Pferd oder Maulthier den heiligen Umzügen bewohnten, so schloß er sich ihnen doch immer zu Fuß an. Als man ihn eines Tages über diese „Sonderbarkeit“ zu Rede stellte und ihn auf seine Würde hinwies, antwortete er: „Gott verhüte, daß ich zu Pferde meinem Herrn nachfolge, Der für mich zu Fuß ging.“

Einen Theil der Wochentage brachte Morus in der Hauptstadt zu. Morgens fuhr er in seinem eigenen, von den kräftigen Armen seiner Dienstleute gelenkten Ruderboote die Themse hinab nach London. Die Fahrgelegenheit war für ihn überaus günstig, da die Themse in nächster Nähe an seinem Landgute vorüberfloß. Abends kehrte er dann auf dem nämlichen Wege zurück. Seine damaligen Berufsgeschäfte waren die eines Anwaltes. Allgemein war sein durchdringender Verstand, seine Redlichkeit, seine tiefe Sachkenntniß, seine Beredsamkeit und sein Muth, für die gerechte Sache aufzutreten, bewundert. Fern von schmutziger Gewinnjucht war er mehr auf den Vortheil seiner Partei, als auf den eigenen bedacht und rieth stets zu Vergleichen. Geld nahm er nur da, wo er es wohl verdient hatte und auch dann noch, im Vergleiche zu Andern, nur wenig. Dabei zierte ihn eine beständige Heiterkeit des Geistes, welche hervorging aus einem fleckenlosen Gewissen und einem unerschütterlichem Vertrauen auf die Alles „lieblich anordnende“ göttliche Vorsehung. Diese stets frohe Laune, dieser unerschöpfliche Wit, diese harmlosen Scherze bildeten wesentliche Charakterzüge im Leben des großen Mannes und waren in ganz Europa bekannt. Gerade diese glücklichen Anlagen des Geistes haben es auch vorzugsweise bewirkt, daß die früher angebeuteten „Eigenthümlichkeiten“ seiner Ehefrau Alice keine nachtheiligen Folgen hervorriefen im Familienleben. „Nicht leicht,“ sagt Erasmus von Rotterdam, der treue

Hausfreund, „hat ein Ehemann auf dem Wege der Strenge und der Geltendmachung seiner Autorität so viel Folgsamkeit und Ergebenheit von seiner Frau erlangt, als dies meinem Freunde Morus durch seine Freundschaft und scherzhafte Gefälligkeit gelungen ist.“

So war das stille Haus in Chelsea eine „Stätte des Friedens und der Freude,“ aber auch der fleißigen Arbeit. Keiner durfte, keiner wollte müßig gehen. Alle liebten die Arbeit, weil sie Gott liebten. Jeder unter den Hausgenossen hatte seinen Posten, den er ausfüllen mußte. Jedem Diensthoten hatte überdies Morus ein eigenes Stückchen Ackerland zur Bebauung in den Mußestunden überwiesen. Dazu gab es Manches zu thun, was der verehrte Leser nicht ohne weiteres ahnt. Der Hausherr hatte nämlich seine eigenen Liebhabereien und Studien. Er pflegte die Astronomie und besaß zu diesem Zweck eine werthvolle Sammlung von Instrumenten. Er hielt ferner so eine Art Menagerie; Affen, Füchse, Wiesel, Frettchen sprangen da lustig herum und riefen zu ihrer Zeit nach Nahrung und Pflege; da war eine Menge einheimischer und auswärtiger Vögel, für welche täglich der Vorrath herbeigeschafft werden mußte. Und dieses ganze Räderwerk des großen und durch zahlreichen Besuch sehr erschwerten Haushaltes hielt Mutter Alice, die treue, umsichtige Gattin in regem Getriebe und musterhafter Ordnung. Karten- und Würfelspiel kannte man in Chelsea nicht. Glückliche Diensthoten, die einem solchen Herrn dienen! Da hörte man keine harten, lieblosen Worte und Drohungen, kein Fluchen und kein Schelten. Da war das Verhältniß zwischen Herrschaft und Diensthoten nach der Grundsätzen des Christenthums vollkommen geregelt. Morus war sich bewußt, daß er nicht bloß Hausherr, sondern auch Hausvater war; daß er auch für seine Diensthoten ein besorgtes, liebevolles Herz besitzen und für deren Seelen einst Rechenschaft ablegen

müsse vor dem Richterstuhle des göttlichen Hausvaters. In Bezug auf den letzten Punkt nahm es der gewissenhafte Mann sehr genau. Jegliche Gelegenheit zur Sünde suchte er nach Kräften fern zu halten von den Seinigen. Er bestand auf strenger Absonderung der männlichen und weiblichen Dienerschaft und duldete Zusammentünfte Beider nur in den allernothwendigsten Fällen und auch dann nur unter gehöriger Aufsicht. Bei Tische wurde aus guten und anziehenden Büchern, oftmals auch aus der heiligen Schrift vorgelesen. Dadurch blieb das Hausgefinde vor vielen unnützen und sündhaften Plaudereien bewahrt.

Das Haus in Chelsea war auch eine Zufluchtsstätte der Armen. Gott allein weiß, was von dort hinausgetragen worden ist. Abends strich der mitleidige, barmherzige Morus noch durch die armseligen Gäßchen des Dorfes herum, wie ein anderer Vincenz von Paul, und suchte jene verschämten Familien auf, welche nicht zu ihm gekommen waren. Und er spendete mit vollen Händen. Er kannte kaum eine größere Freude, als seinen Nachbarn mit Rath und That, besonders aber mit Geld zu dienen. Nicht selten nahm er die Bedürftigsten mit aller Freundlichkeit an seinen Tisch; ja er hatte sogar im Dorfe ein eigenes Haus für alte, gebrechliche Leute gemiethet, in welchem diese auf seine Kosten verpflegt wurden. Nach menschlichem Urtheile ist er oftmals zu weit gegangen in seiner Freigebigkeit und auch manchmal hintergangen worden. Auch erlebte er bisweilen — wie das in der Regel der Fall ist — an Denjenigen, für die er Opfer gebracht, große Unverschämtheiten. Reinhold Baumstark erzählt folgenden Fall: Einem sogenannten „Freunde“ hatte Morus wieder einmal eine Geldsumme geliehen. Da die Rückzahlung gar nicht erfolgte, wagte der gutmüthige Gläubiger, ohne Zweifel aufgestachelt von seiner Alice, eine leise Mahnung. Der Schuldner war unverschämt genug,

seinem Wohlthäter mit frecher Anspielung auf dessen Lebensgeschichte und religiöse Richtung keine andere Antwort zu geben, als den Karthäuser-Wahlspruch: „Memento, morieris;“ („Gedenke, daß du sterben wirst“) nebst einer überflüssigen Ermunterung, sein Herz nicht an den Mammon zu hängen. Jeder Andere würde nur mit Mühe einem solchen schamlosen Menschen gegenüber sich gemäßiget haben. Thomas Morus dagegen behandelte die Sache in seiner heiteren Weise. Er schrieb zurück, es werde ihm recht lieb sein, wenn der Schuldner nach dem Karthäuser-Spruche handeln wolle. Und nun nahm Morus an dem Wortlaute des Spruches eine kleine Aenderung vor, indem er schrieb: „Memento Mori æris,“ und das lautete dann in der Uebersetzung: „Denke an des Morus Geld.“ Er bestand in diesem Falle auf Zahlung und erhielt sie.

Seiner Pfarrkirche war Morus ein freigebiger Wohlthäter. Er ließ unter Anderem eine prächtige Saalle anbauen und stattete dieselbe mit allem Nöthigen, sogar mit Gold- und Silbergeräthen auf's schönste aus. Hier war es auch, wo er so gerne dem Priester am Altare diente und — ohne es zu wollen — die Bewunderung Aller erregte. Konnte es wohl ausbleiben, daß der Himmel seinen reichsten Segen ergoß auf das Haupt dieses Gottesmannes, und daß ihm gesegnet wurden sein Haus und Alle, die es bewohnten, und daß besonders seine Kinder dieser himmlischen Gnadenfülle theilhaftig wurden?

In der That merkte man es den Kindern an, daß sie Lieblinge Gottes waren. In keinem derselben hat der glückliche Vater jemals den geringsten Verdruß in Bezug auf Frömmigkeit und Tugend erlebt. Man denke darum aber nicht, daß diese Kinder ohne Sorgen erzogen worden seien. Im Gegentheile, nicht leicht dürfte ein Vater gefunden werden, der eine solche Sorgfalt und Liebe bethätigt habe, wie Morus. Seine

Erziehungsgrundsätze erkennen wir unter Anderm aus einem Schreiben an den Lehrer seiner Kinder, Gonnellus, der ein frommer und sehr gelehrter Mann war und nachmals Priester wurde. Dort heißt es an einer Stelle: „Ermahne dieselben, daß sie sich vor dem Abgrunde der Eitelkeit und des Hochmuthes hüten. Auf dem Pfade der Demuth und Bescheidenheit mögen sie ruhig fortwandeln lernen. Nie verblende sie der Schimmer des Geldes, nie sollen sie seufzen über den Mangel an Dingen, welche sie, im Irrthum befangen, an Andern bewundern. Die von der Natur verliehene Körperanmuth mögen sie nie entstellen durch Unreinigkeit, aber auch nicht zu erheben suchen durch niedere Künste. Der Tugend gebührt der erste Platz, der folgende der wahren Wissenschaft, vor Allem jener, aus welcher sie Gottesfurcht, Liebe gegen Alle, Bescheidenheit gegen sich selbst und christliche Demuth erlernen können.“

Die wissenschaftliche Bildung, welche Morus seinen Kindern angedeihen ließ, war im eigentlichen Sinne eine classische; aber sie ging weit hinaus über die Anforderungen, welche man unter ähnlichen Lebensverhältnissen an die Jugend zu stellen pflegte. „Zu Chelsea nahe bei London“ — schreibt Erasmus an Faber, — „hat Morus ein Landhaus erbaut . . . Du würdest sagen, Plato's Akademie sei hier. Doch ich thue dem Hause Unrecht durch diesen Vergleich; füglich sollte ich dasselbe eine Schule der christlichen Religion nennen.“

So oft seine Berufsarbeiten es ihm nur irgendwie ermöglichten, nahm Morus persönlich an den Unterrichtsstunden seiner Kinder Theil. In anderen Fällen ermunterte er sie brieflich, oft aus weiter Ferne, zu fleißigem Fortschreiten in Tugend und Wissenschaft. Hier folgt ein solcher Brief „an seine Schule,“ d. h. an seine studirenden Kinder:

„Thomas Morus sendet seiner ganzen Schule herzlichsten Gruß!“

„Ihr sehet, daß ich ein Mittel gefunden habe, auf kürzestem Wege Euch Alle zu begrüßen. So spare ich die Zeit und das Papier, die es mich gekostet hätte, wenn ich ein Jedes von Euch mit seinem Namen hätte begrüßen wollen; es wäre auch höchst überflüssig gewesen, da ich Euch alle so lieb habe, daß natürlich Keines unbegrüßt bleiben kann. Aber keinen bessern Beweggrund hat meine Liebe, als daß Ihr so fleißig seid, Euch Kenntnisse zu erwerben; denn Wissenschaft und Bildung schließt das Band zwischen mir und Euch womöglich noch fester, als die Verwandtschaft des Blutes thut. Ich höre mit Vergnügen, daß Herr Nicholas noch bei Euch ist, und daß Ihr unter seiner Leitung in der Sternkunde hinreichende Fortschritte gemacht habt, um nicht nur den Polarstern, den Hund und ähnliche gemeine Sternbilder zu kennen, sondern auch, was so recht eigentlich den gelehrten Meister im Fach der Sternkunde kennzeichnet, mit voller Bestimmtheit die Sonne vom Monde zu unterscheiden wißt. Also schreitet vorwärts in dieser neuen und bewunderungswürdigen Wissenschaft und während Ihr täglich mit Euren Augen die Sterne am Himmel beobachtet, laßt auch Eure Seelen im Himmel wohnen, namentlich in dieser heiligen Fastenzeit.

Und ein anderes Mal sagt er seinen Kindern: „Seid überzeugt, daß mitten in den schwersten Sorgen und anstrengendsten Arbeiten nichts auf der Welt mich so erquickend und neu zu stärken vermag, als wenn ich einen Brief bekomme, der mir über Eure Bestrebungen und Fortschritte Aufschluß gibt.“ Die liebe Jugend schrieb denn auch fleißig und zwar lateinische Briefe und dann gab es für den Vater einen Hauptspaß, wenn er ihnen die Fehler darin dick anstreichen und vor Augen halten konnte.

„Wie liebenswürdig und zärtlich erscheint uns Morus, wenn die innige Liebe zu seinen Kindern ihm die Feder in die Hand drückt, wenn er sogar auf anstrengenden Reisen zu Pferd mitten im Regen, Sturm und

Ungewitter, Papier und Bleistift hervorzieht und Alles um sich her vergißt, bloß um in rührender Einfachheit sich das tägliche Leben zu Hause, die Arbeiten und die Freuden der Seinigen zu vergegenwärtigen und seine edlen, reinen Grüße in lateinischen Verse auszuströmen, welche gleichzeitig den Meister der Sprache nicht minder, als den geborenen Dichter bekunden.“*)

Bisweilen sind seine Ermahnungen zur Beharrlichkeit im Guten ergreifend ernst, und man sollte fast glauben, er sähe prophetisch voraus, was über sein Vaterland und über sein Haus kommen werde. „Sollte es Euch, liebe Kinder, beschieden sein, Tage zu erleben, wo Euch Niemand mehr, soweit Ihr sehet, ein gutes Beispiel gibt, sollten Tage kommen, wo Ihr durchweg oder doch in den meisten Fällen die Tugend bestraft und das Laster belohnt sehen müßtet, ja dann, meine Kinder, wenn Ihr dann feststehet und Eurem Gott und Seiner Kirche treu anhanget und wenn Ihr dann auch nur halb gut seid, dann wird Euch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes eben so leicht als erprobt gelten lassen, wie wenn Ihr in Eurer jetzigen glücklichen Lage das Doppelte leistet würdet.“

Mit einer ganz besonders zärtlichen Liebe hing das Herz des Vaters an seiner ältesten Tochter *Margaretha*, kurzweg *Meg* genannt. Ihr Name ist berühmt geworden in der Lebensgeschichte des großen Kanzlers, und wir werden später noch Gelegenheit finden, ihre Tugenden zu bewundern.

Diese *Margaretha* war in jeder Weise ausgezeichnet vor allen andern Kindern. Die hervorragendsten Anlagen des Verstandes vereinigten sich in ihr mit einem reichen Gemüthsleben. Mit Bezug auf ihre Wissenschaft rühmt man ihr nach, daß es für sie „ein Leichtes gewesen sei, gelegentlich aus dem Stegreif eine verdorbene

*) Baumstark.

Stelle eines alten lateinischen Kirchenvaters, die bisher allen Bemühungen der philologischen Kritik Trotz geboten hatte, in musterhafter Weise wieder herzustellen.“ Ihr größter Schatz und ihre schönste Zierde war eine tiefwurzelnde, gediegene, resolute Frömmigkeit, die sich unter allen Lebensverhältnissen und besonders in den schwersten Leidenstagen späterer Zeiten aufs glänzendste bewährt hat.

Mit unsäglicher Verehrung war Margaretha ihrem Vater zugethan. Nichts Lieberes auf Erden — nächst Gott — kannte ihr edles Herz. Ihr Geist war dem Geiste ihres großen Vaters am ähnlichsten. Darum verstand sie ihn auch von Allen am besten. Vor ihr hatte er kein Geheimniß, und ihr Herz lag offen vor ihm. Viele Jahre lang hat sie sein härenes Bußhemd gewaschen und besorgt und ist die einzige Zeugin seiner gründlichen Verdemüthigungen und Bußübungen gewesen, von denen sonst keine Menschenseele etwas ahnte. Ihr vertraute Morus auch die Leitung des von ihm gegründeten Zufluchtsortes für altersschwache und kranke Personen an. Das innige Verhältniß zwischen Vater und Tochter bekundet uns unter Anderem folgender Brief. Die Veranlassung für das Schreiben war eine gewöhnliche, wie sie in jeder Haushaltung sich findet. Weg braucht Geld zu irgend einem Zweck, und der Vater soll es hergeben. Morus sendet nun das Verlangte mit folgendem Begleitschreiben:

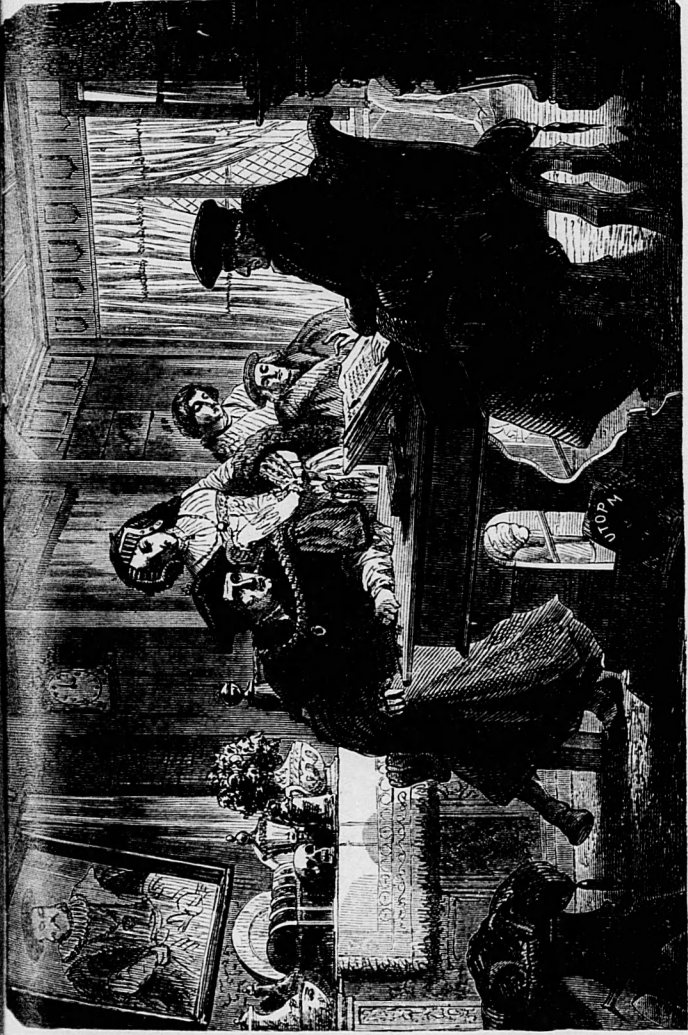
„Du verlangst von Deinem Vater Geld, ohne Dich nur zu schämen oder an eine abschlägige Erwiederung zu denken; und was noch schlimmer ist, Du verlangst Geld in einem Briefe, der mir diese abschlägige Antwort rein unmöglich macht, ich mag mich anstellen, wie ich will. Alexander von Macedonien gab dem Chorilus für jede Zeile, die er schrieb, ein Goldstück, und in meinem Herzen sieht es so aus, daß, wenn meine Börse so wohl ausgestattet wäre, wie mein Wille, ich Dir zwei Goldkronen ge-

ben möchte für jede Silbe, die Du an mich richtest. Ich schicke Dir nun so viel, als Du verlangt hast; gern hätte ich Dir mehr geschickt, aber ich will für jeden Pfennig auch ein Wort von Dir haben. Wie ich mit Freuden gebe, so will ich auch mit Freuden gebeten sein, und am liebsten von Dir, mein Kind Meg, das mir durch Tugend und durch Wissen so unendlich theuer geworden ist. Je eher Du also das Geld gut angewendet hast und je eher Du um mehr bittest in so lieblicher Weise, wie das letzte Mal, um so eher wirst Du Deinem Vater eine große Freude machen.“

So redete Morus mit seiner Margaretha. Wie fromm und gut muß der junge Mann — William Koper — gewesen sein, dem der Vater dieses Lieblingskind als Gattin anvertraute! Dieser Koper befand sich in der Familie Morus, um dort, unter der Leitung des Hausherrn, für eine öffentliche Stellung sich vorzubereiten. Morus lernte ihn immer näher kennen und hochschätzen, und da die beiden jungen Leute eine aufrichtige Zuneigung zu einander erkennen ließen, so gab Thomas Morus seinen väterlichen Segen zum Ehebunde. Diesen Schwiegersohn werden wir noch näher kennen lernen. Von ihm rührt auch die zur Charakteristik seines Schwiegervaters so bezeichnende Aeußerung her, daß er „vor und nach seiner Heirath 16 volle Jahre unter seinem Dach gelebt, aber an ihm niemals, auch nicht ein einziges Mal, eine üble Laune oder ein äußeres Zeichen innerer leidenschaftlicher Erregtheit wahrgenommen habe.“

Wir schließen hiermit das Kapitel „Familienleben;“ aber wir werden später das stille Chelsea und seine Bewohner wiederfinden.





Thomas Morus wird von Erasmus besucht.

3. Im Dienste des Königs.



he wir auf den eigentlichen Gegenstand dieses Kapitels eingehen, müssen wir ein paar Worte sagen über die schriftstellerische Thätigkeit des Bewohners von Chelsea.

Während Thomas Morus durch seine Tugenden alle edlen Geister an sich zog und besonders die Hochachtung und Liebe des gläubigen Volkes in reichstem Maasse sich erwarb, erregten seine vielumfassenden Kenntnisse auf den verschiedenen Gebieten des menschlichen Wissens die verdiente Bewunderung der Gelehrten Europa's. Seine Schriften trugen ihm den Ehrentitel „Englands Zierde“ ein. Unter diesen fanden besonders großen Beifall seine Epigramme. Vortrefflich nach Inhalt und Form athmeten sie tadellose Sittenreinheit und sprudelten über von unübertrefflichem Wit. „Man möchte fast glauben,“ sagt Beatus Rhenanus, „die Musen hätten alle ihre scherzende Anmuth und ihren Wit auf des Thomas Haupt gehäuft.“ Zu den bedeutungsvollsten Leistungen gehört nach dem Urtheile aller Sachkenner der in lateinischer Sprache abgefaßte Brief an Martin Dorpius, den berühmten Professor der Theologie an der Universität Löwen. In diesem Briefe versucht Morus zu vermitteln zwischen Dorpius und Erasmus, welcher letzterer damals in Basel weilte und durch sein „Lob der Karrheit“ den Löwener Professor zu wiederholten Gegenschriften veranlaßt hatte. Das umfangreiche Schreiben zeugt eben so sehr von herzlicher Freund-

schaft zu Erasmus, wie von aufrichtiger Hochachtung gegen Dorpius. Dazu war die Sprache so wohlthuedend warm, und die Reinheit der Absicht so hervorleuchtend, daß der Sieg dem edelherzigen Vermittler nicht fehlen konnte. Am meisten Aufsehen von allen Schriften erregte die „Utopia.“ Es ist eine Musterarbeit, was sprachliche Vollendung, stilistische Gewandtheit und dialektische Tüchtigkeit betrifft, und daher wegen dieser Eigenschaften von bleibendem Werthe.

In der Beurtheilung des Inhaltes dagegen sind die Gelehrten nicht einig. Während Rudhart die „Utopia“ im günstigsten Lichte betrachtet und als „heitere Scherze einer heiteren Seele“ auffaßt, nimmt Reinhold Baumstark keinen Anstand, die Arbeit seines Lieblingshelden einer ernstern Kritik zu unterziehen, die stellenweise als wohlberechtigter Tadel zu unumwundenem Ausdruck gelangt. Ohne im Einzelnen der Sache näher zu treten, setzen wir unser vollstes Vertrauen in das Urtheil des letztgenannten Schriftstellers, der mit einer seltenen Liebe zur Sache und mit einer rühmestwerthen Unbefangenheit an die Lebensgeschichte seines Mannes herantreten ist, und dem wir es auf's Wort glauben, wenn er sagt, daß sein „Thomas Morus inmitten schwerer Prüfungen recht eigentlich aus seinem Herzen herausgewachsen sei als eine Frucht ernster Studien und gewissenhafter Wahrheitsliebe.“

Diese reichen Wissensschätze und die vielgerühmten, oft erprobten Tugenden des Thomas Morus konnten unmöglich der Aufmerksamkeit des Landesfürsten entgehen. In der That hatte Heinrich VIII., welcher seinem Vater Heinrich VII. in der Regierung gefolgt war, schon längst sein Augenmerk auf den vielgesuchten, volksbeliebten Anwalt gerichtet und bei sich beschloffen, diese gewaltige, geistige Kraft zum Wohle des Landes in seinem königlichen Dienste zu verwerthen. Dabei mag wohl der jugendliche Fürst, welcher damals noch

in seinen guten Jahren sich befand, mit Dank sich erinnert haben, daß gerade dieser sprach- und schriftgewandte Gelehrte seine Thronbesteigung durch eine klassische Festhymne verherrlicht hatte. Besonders fielen bei dem Herrscher die öffentlichen Verdienste, welche Thomas Morus bei wiederholten Anlässen um Stadt und Reich sich erworben hatte, schwer ins Gewicht. Wir heben unter anderen die folgenden hervor.

Im Jahre 1517 brach zu London ein Aufstand aus, der seine Spitze gegen die meist aus den Niederlanden eingewanderten Kaufleute richtete, welche in vielen Stücken die alleinigen Herren der Fabrikation und des Handels waren und den Neid der englischen Industriellen im höchsten Grade erregt hatten. Der lange niedergehaltene Groll kam in gewalthätiger Weise zum Ausbruch. Die mit Hilfe der Gemeindebehörden durch den Minister, Cardinal Wolsey, getroffenen Maßregeln zur Verhütung größern Unglücks waren zwar wohlgemeint, aber durchaus ungeeignet und bewirkten das gerade Gegentheil von dem, was sie hätten bewirken sollen. In wilder Fluth tobte der losgebrochene Aufbruch in den Straßen und Gassen und forderte seine blutigen Opfer. Da — im gefährlichsten und entscheidenden Augenblicke — tritt Thomas Morus unbewaffnet dem wüthenden Volkshaufen entgegen. Sein Erscheinen schon hemmt den Strom; sein Blick bändigt die rasende Menge, und als nur gar seine Stimme laut wird, und sein mächtiges, in die Herzen dringendes Wort zur Geltung kommt, da weicht jeder Widerstand, da senken sich die Waffen, und man ergibt sich willenslos dem kühnen, opfermuthigen Sieger. Langsam verläuft sich der ausgetretene Strom, der Sturm ist vorüber und schon bald zeigt die Stadt wieder ihr gewohntes Antlitz.

Dieses Ereigniß konnte so bald nicht in Vergessenheit gerathen. Alle wußten, wem sie die Rettung der

Hauptstadt zu verdanken hatten. Auch bei einer anderen bedeutsamen Gelegenheit zeigte sich Thomas Morus als der Mann des öffentlichen Vertrauens.

Im Jahre 1518 sandte der heilige Stuhl einen außerordentlichen Gesandten, den Cardinal Laurentius Campeggio, an den englischen Hof, um den König für einen Feldzug der gesammten wehrfähigen Christenheit gegen den gemeinsamen Türkenfeind zu gewinnen. Der Clerus und die städtischen Behörden boten Alles auf, um dem Vertreter des Oberhauptes der heiligen Kirche einen angemessenen Empfang zu bereiten. Ganz London war auf den Beinen, um der Ankunft des hohen Gastes beizuwohnen. Den Glanzpunkt des Festes bildete die feierliche Begrüßung des Cardinals durch den Vertreter der Stadt. Und kein anderer war zu diesem Ehrenamte auserlesen, als Thomas Morus. Er erfüllte seine Aufgabe zum Ruhme seiner Vaterstadt und bethätigte bei dieser Gelegenheit wiederum seine unübertroffene Fertigkeit in der Handhabung der lateinischen Sprache.

Eines solchen Mannes Rath und Wirksamkeit nun wollte Heinrich VIII. nicht länger entbehren. Er forderte Morus auf, in seine Dienste zu treten, und Thomas Morus gab der königlichen Forderung nach. Baumstark bezeichnet diesen Schritt des bisher so glücklichen und unabhängigen und so gewissenhaften Mannes als einen „entschiedenen und verhängnißvollen Fehler,“ besonders mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse. „Er war auf der einen Seite viel zu gut für das Hofleben, auf der andern Seite nicht vereinsamelt für das Staatsleben . . . Er war unfähig der kleinsten Unwahrheit, unfähig der geringsten Intrigue . . . Er war Philosoph, aber kein Politiker; ein Dichter und Denker, aber kein Höfling . . . wie konnte er erwarten, für seine Ideen, für sein geistiges Leben, für sein wissenschaftliches Streben, für seine Sitten-

reinheit jemals Anerkennung, Verständniß oder gar praktische Wirksamkeit zu hoffen an einem Königshofe?"

Unter dem Titel eines Geheimen Rathes trat Morus in den königlichen Dienst. Er sollte zunächst in dieser Stellung durch seine hervorragende Bildung veredelnd einwirken auf die Kreise des Hofes und diesem selbst zur besonderen Zierde gereichen. Sodann mußte er als „Redner des Königs“ seine Fähigkeiten und seine Gewandtheit verwerthen bei politisch wichtigen Veranlassungen, z. B. bei dem Empfange hoher Persönlichkeiten, bei der Zusammenkunft gekrönter Häupter und bei anderen feierlichen Gelegenheiten mehr. Dieses geschah u. a. am 7. Juni des Jahres 1520, an welchem Tage Heinrich VIII. mit Franz I. von Frankreich zusammentraf; ferner am 6. Juni 1522, als Kaiser Karl V. von Deutschland unter großartigem Schaugepränge in London einzog. Damals pries Morus „den hohen Segen der Eintracht zwischen dem englischen Königreiche und dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation für die Unterthanen beider Kronen und bot Namens der Bürgerschaft von London alle möglichen Freundschaftsdienste an.“ Es geschah auch im Jahre 1527, als der König von Ungarn, Ferdinand, außerordentliche Gesandte nach England schickte, um Heinrich VIII. zur Theilnahme an einem Türkenkriege zu bewegen. Große Verdienste und allseitige Anerkennung erwarb sich Morus durch seine diplomatische Thätigkeit bei den Friedensunterhandlungen zwischen England und dem deutschen Kaiser, welche durch den Frieden von Cambrai am 5. August 1529 ihren Abschluß fanden.

Auch für die Ausbreitung der Wissenschaft mußte der „Geheime Rath“ seinen Einfluß bei Hofe zu benutzen. Zu Oxford war die Studentenwelt gespalten in „Trojaner“ und „Griechen,“ und selbst die Professoren nahmen Partei in dem leidenschaftlich geführten Streite. Die

„Trojaner“ wollten von griechischer Sprache und Literatur nichts wissen und befehdeten ihre wissenschaftlichen Gegner in unerlaubtester Weise; sogar grobe Mißhandlungen fielen vor. Morus veranlaßte auf seinen Vortrag hin eine „allerhöchste Entschließung“, der zufolge „sämmliche Studenten sich der Beschäftigung mit der griechischen Sprache und Literatur allen Ernstes zu befeißigen hätten.“

König Heinrich VIII. fand an dem Umgange mit Thomas Morus großes Wohlgefallen und bewunderte unverhohlen seine außergewöhnlichen Talente. Er beförderte ihn rasch zu hohen Ehren. Nachdem er ihn schon früher durch Verleihung der Ritterwürde in den Adelsstand erhoben, ernannte er ihn zum Schatzmeister der Lehenkammer und nicht lange nachher zum Kanzler des Herzogthums Lancaster. Er ließ ihn häufig zu sich bescheiden und verweilte stundenlang mit ihm in vertraulichsten Gesprächen. Dies geschah namentlich an Sonn- und Feiertagen nach Beendigung des nachmittägigen Hauptgottesdienstes. Auch überraschte er ihn zuweilen in der ländlichen Einsamkeit von Chelsea. So kam er auch eines Tages zur Mittagszeit und traf die Familie bei ihrem einfachen Mahl. Er setzte sich mit zu Tische und nahm Theil an der fröhlichen Unterhaltung der unschuldigen Gesellschaft. Nach dem Essen spazierte er wohl eine Stunde lang mit Sir Thomas im Garten und legte dabei vertraulich seinen Arm um den Nacken des treuen Dieners. Roper, der brave Gemahl Margaretha's, glaubte nach der Abreise des Königs seinen Schwiegervater wegen dieser gütigen Herablassung und freundlichen Zuneigung des Monarchen beglückwünschen zu sollen. Thomas Morus erwiderte — und diese Antwort ist bezeichnend für den Scharfblick des großen Mannes — seinem lieben Roper: „Gott sei Dank, mein Sohn! auch ich muß bekennen, daß mir der König ein sehr gnädiger Herr ist und mir gerade

jetzt so hohe Gunst erzeigt wie kaum irgend Einem seiner Unterthanen; aber stolz möchte ich darauf nicht sein, denn das kann ich dir versichern, mein Sohn, wenn in dem Kriege, welchen der König gegenwärtig mit Frankreich führt, mein Kopfschmuck nur ein einziges Schloßchen gewinnen könnte, er würde unsehbar vor meine Füße gelegt werden."

Wir müssen nunmehr eines Mannes Erwähnung thun, der in seinem Charakter und in seiner Wirksamkeit das gerade Gegentheil von unserm Thomas Morus war. Wir meinen den ersten Minister und leitenden Staatsmann, Cardinal Wolsey, welcher in der Geschichte der damaligen Zeit eine hervorragende Rolle spielt. Von niedriger Herkunft zwar, hatte er sich durch besondere Talente schon bald einen berühmten Namen verschafft und war durch Vermittlung vornehmer Personen den Herrschern Englands Heinrich VII. und Heinrich VIII. warm empfohlen worden. Der letztgenannte Fürst, welcher in ihm ein willkommenes Werkzeug seiner königlichen Launen und — leider! — auch seiner jugendlichen Ausschweifungen fand, hatte ihn rasch zu den höchsten Aemtern in der kirchlichen Hierarchie befördert. Vom Hofkaplan war er gestiegen bis zum Erzbischof, und Papst Leo X. hat ihm sogar auf Betreiben des Monarchen im Jahre 1515 die Cardinalwürde verliehen. Zwei Jahre vorher war er Lordkanzler geworden, und so vereinigte er in seiner Person die gesammte kirchliche und politische Gewalt über England. Nach Leo X. und Hadrian's VI. Tode machte er sogar den Versuch, durch Beeinflussung des Conclave die päpstliche Würde an sich zu reißen, was ihm jedoch glücklicherweise nicht gelang.

Dieser Mann war nun der geborene Gegner des Morus, der durch seine Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit, durch seine Menschenliebe, durch seine Einfachheit und Geradheit alle guten Herzen an sich zog. Aber wie oft der allmächtige Minister auch den Versuch machte,

den seinem Gewissen beschwerlichen Morus zu verdrängen oder durch allerlei kleinliche Mittel zu quälen; er erreichte seinen Zweck nicht. Morus blieb unerschütterlich in seinen Grundsätzen und in seiner Stellung und erfocht Sieg auf Sieg gegen seinen überaus reizbaren und empfindlichen Feind. Solcher Siege wollen wir an dieser Stelle zwei hervorheben, welche geschichtlich berühmt geworden sind.

Der erste fällt in das Jahr 1523, als Morus auf unmittelbare Anordnung des Königs zum „Sprecher“ des Hauses der Gemeinen (also zum Vertreter des „Hauses“ gegenüber der Krone) ernannt wurde und in einer Steuerbewilligungs- resp. Verweigerungs-Angelegenheit das entscheidende Wort sprach. Wolsey erlitt bei diesem Anlasse eine großartige Niederlage und fiel dem allseitigen Gespötte anheim.

Den zweiten, noch glänzenderen Sieg trug Morus davon, als er durch seine Weisheit bei den Conferenzen zu Cambray den Friedensschluß herbeiführte und so die bisherige Politik des Cardinal-Ministers auch förmlich als einer der verhängnißvollsten Mißgriffe gekennzeichnet wurde. Ganz England jubelte über den geschlossenen Frieden. Denn während des unglücklichen Krieges mit dem Kaiser hatte der Handel, besonders nach den Niederlanden hin, schwer gelitten. Als daher Morus von Cambray wieder zurückkehrte, wurde er mehr wie je der Liebling des Volkes, und auch Heinrich VIII. mußte diese Thatsache anerkennen und ihr Rechnung tragen. So wurde Wolsey's Sturz und des Morus Erhebung zum Lordkanzleramte vorbereitet. Ehe indeß diese Personalveränderungen sich vollzogen, traten Ereignisse ein, welche das Angesicht Englands gänzlich veränderten. Wir meinen die Ehescheidungs-geschichte des Königs und die in Folge derselben beginnende kirchliche Revolution in dem damals so treu katholischen, so gut päpstlich gesinnten Lande.

4. Die Ehescheidungs-Angelegenheit.

König Heinrich VIII. war ursprünglich nicht für die Krone bestimmt. Sein älterer Bruder Artur sollte nach dem Tode Heinrichs VII. den Thron Englands besteigen. Artur war vermählt mit Katharina von Arragonien, der Tochter Ferdinands und Isabella's, einer Tante Kaiser Karls V. Kurze Zeit nach der Vermählung starb der schon frühe kränkliche Thronerbe, ohne daß, nach der eiblichen Versicherung seiner Gemahlin, die Ehe jemals „vollzogen“ gewesen wäre. Heinrich VIII. beschloß nun, theils aus Neigung, theils aus politischen Beweggründen, die Wittve seines Bruders zu heirathen. Nach dem bestehenden kirchlichen Rechte bedurfte er hierzu einer päpstlichen Dispens. Diese wurde erbeten und von Rom bereitwilligst ertheilt. So fand denn am 24. Juli 1509 die Vermählung Heinrichs mit Katharina von Arragonien statt. Die Braut war acht Jahre älter, als der Bräutigam und zeichnete sich aus sowohl durch körperliche Vorzüge, wie auch besonders durch hervorragende geistige Eigenschaften und große Tugenden. Drei Söhne und zwei Töchter wurden dem Ehepaare geschenkt. Aber der Herr, Der sie gegeben, nahm sie auch bald wieder zu Sich. Alle starben in ihrer Kindesunschuld mit Ausnahme einer Tochter, der nachmaligen Königin Maria. So war allerdings für die Thronfolge wenig zu hoffen, um so weniger, als Katharina früh zu kränkeln begann und von Jahr zu Jahr schwächer wurde. Dieser Umstand brachte in Heinrich

eine arge Mißstimmung hervor. An die Stelle der früheren Zuneigung trat eine sehr fühlbare Kälte und Abneigung. Diese Stimmung wußte die Hofdame Anna Boleyn, welche früher am französischen Hofe gelebt und daselbst an ihrer Tugend schweren Schaden gelitten hatte, zu benutzen, um die Augen des sinnlich sehr erregbaren Monarchen auf sich zu ziehen und denselben mit allen Lockmitteln der Verführung an ihre Seite zu fesseln. Der durch das Sakrament geheiligte Bund mit der frommen und schuldlosen Katharina wurde ihm immer unerträglicher, der sündhafte und großes Aerger- niß verursachende Umgang mit der buhlerischen Anna ihm immer unmentbehrlicher. Allmählich hatte ihn jegliche Scheu vor der öffentlichen Meinung verlassen, nur eine Begierde trieb ihn: Anna Boleyn zu heirathen und auf den Königsthron zu erheben. Vorerst mußte jedoch die rechtmäßige Gemahlin unter irgend einem Vorwand von Recht entfernt, d. h. die Ehescheidung in's Werk gesetzt werden. Und das ging so zu:

Das englische Volk hörte zu seinem Erstaunen plötzlich von schweren „Gewissensskrupeln“ reden, die seinen Landesherrn befallen hätten bezüglich der Verbindung mit Katharina. Achtzehn volle Jahre war der Fürst von diesen Bedenken verschont geblieben. Was im dritten Buche Moses zu lesen steht über das Verbot der Ehe mit des Bruders Weib war ihm über Nacht schwer auf die Seele gefallen. Das war ohne Zweifel sein Fall, und keine päpstliche Dispens, so ließ er allenthalben austreuen, könne da etwas ändern. Theologen und Canonisten mußten nun, auf des Königs Befehl, die gelehrten Köpfe sich zerbrechen. Das blendende Gold wurde dabei nicht gespart. Es regnete förmlich von Gutachten, welche selbstverständlich so ausfielen, wie der königliche Meister es gewollt hatte. Ja, dieser gab sich selbst daran mit Hilfe eines gewissen Wakefield, Professors der Theologie, eine Abhandlung

zu schreiben über die angebliche Ungültigkeit seiner Ehe. So wurde die Sache rasch zu einer großartigen Staatsangelegenheit aufgebauscht, die sich bald in Aller Munde befand.

Auch an Thomas Morus erging der Befehl, sich gutachtlich zu äußern; Thomas, obwohl in der Sache überaus klar sehend und mit sich einig, antwortete zunächst ausweichend. Er sei kein Theologe von Fach und erachte sich nicht für competent, in dieser wichtigen Angelegenheit ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Aber mit dieser Antwort gab sich Heinrich VIII. nicht zufrieden. Er mußte viel zu gut, daß gerade auf dieses Mannes Entscheidung ganz England gespannt war; daß dieses einen Mannes Stimme, wenn sie zu seinem Gunsten in die Waagschale fiel, tausende Stimmen Anderer hoch aufwiegen würde. Es gab nur einen Morus in dem Königreiche; war dieser für die Ehecheidung gewonnen, dann war der etwaige Widerstand im Volke, welches die tiefgekränkte, stillduldende Katharina hochschätzte und liebte, bald gebrochen. Dieser Morus mußte daher seinen Kopf beugen, entweder gutwillig, oder gezwungen — auf dem Blutgerüste. So dachte, so plante der wollüstige, blutgierige Fürst. Aber nicht sogleich verrieth er seine Gedanken. Er gab sich für's Erste den Anschein, als ob er die bescheidene Zurückhaltung des Thomas Morus zu würdigen wisse, rieth ihm, sich eingehender mit dem Gegenstande zu befassen, und beschloß zugleich, ihn bis zur höchsten Würde im Reiche zu erhöhen, um einerseits ihn zu immer größerem Danke zu verpflichten, andererseits ihn in eine Stellung hineinzubringen, die ihn *ex officio* gleichsam nöthigen sollte, mit dieser „Staatsfrage“ — sich zu befassen, und jede Ausrede über mangelnde Competenz von vornherein abschnitt. Die Gelegenheit zu dieser Erhöhung sollte sich bald bieten. Der bisherige Lordkanzler, Cardinal Wolsey, war bereits tief herabgesunken von der Höhe seines ehemaligen Ansehens, er war *persona ingrattissima* bei Heinrich VIII., der schon länger

auf eine passende Gelegenheit gewartet hatte, um mit gutem Fug seiner ledig zu werden. Den letzten, aber desto entscheidenderen Stoß versetzte ihm die königliche Bühlerin, deren Plänen der Cardinalminister im Geheimen entgegen gearbeitet hatte zu Gunsten seiner französischen Politik.

Anna's Vater, der Vicomte Rochefort, vereinigte sich mit den Herzögen von Norfolk und Suffolk zum Sturze des verhaßten Wolsey. Mitte Oktober des Jahres 1529 gab endlich der vormals allmächtige Minister das große Siegel in die Hand seines königlichen Herrn zurück, der herzlich froh war, von dieser letzten hemmenden Schranke seiner Launen sich befreit zu sehen. Ein neues Cabinet wurde nun gebildet; der Herzog von Norfolk ward Präsident, der Herzog von Suffolk Lordmarschall, wer sollte Lordkanzler werden? — Das war der Posten, für den die Gunst — oder sollen wir sagen die Rache? — des Königs den großen Morus bestimmt hatte. Er wurde in der That zu dieser höchsten Würde ernannt und — nahm sie an.

Man hat in der Entgegennahme dieser Würde die „unbegreiflichste Thatsache“ in dem ganzen Leben des berühmten Mannes finden wollen. Und wirklich erscheint seine Bereitwilligkeit geradezu unbegreiflich, wenn wir nicht annehmen, — und diese Annahme dünkt uns wohlberechtigt — daß der heiligmäßig fromme, für die Rettung der Seelen eifrigst besorgte Morus die Hoffnung gehegt habe, seinen, durch das neue Amt gewaltig gestiegenen Einfluß beim Monarchen in segensreicher Weise verwenden und so das drohende, seinem fast prophetisch in die Zukunft blickenden Geiste klar vorliegende Unheil von dem geliebten Vaterlande noch abzuwenden und zu retten vor dem drohenden Verderbniß. Diese Erklärung der „unbegreiflichsten Thatsache seines ganzen Lebens“ entspricht unseres Erachtens am Besten dem Charakter desjenigen dessen ganze Vergangenheit im Lichte christ-

licher Opferliebe und heldenmüthiger Selbsterläugnung strahlt. Dieser Charakter spricht sich auch deutlich aus in jenen ahnungsvollen, ergreifenden Worten, die der brave, christliche Held einstmals zu seinem treuen Schwiegersohne Koper sprach, als Beide am Ufer der Themse sich ergingen und von den Dingen der Zukunft sprachen: „Wollte Gott, ich dürfte in einen Sack genäht und in diesem Augenblicke in die Themse geworfen werden um den Preis dreier Dinge, des allgemeinen Friedens unter den christlichen Fürsten statt der jetzigen mörderischen Kriege, der Wiederherstellung der Glaubenseinheit statt der jetzigen Secten und Irrlehren und einer Schlichtung der Ehescheidungsfrage zur Ehre Gottes und zur Beruhigung aller Betheiligten. Wiegern wollte ich um diesen Preis sterben!“

Mit großem Glanze und mit einer besonderen Feierlichkeit wurde der neue Lordkanzler in sein hohes Amt eingeführt. Am 25. Oktober 1529 empfing er vom Könige das große Siegel. Am folgenden Tage führte man ihn zum Amtsslokale in der Kanzlei des Westminsterpalastes. Dort hielt vor einer zahlreichen Versammlung der Herzog von Norfolk folgende Anekdote:

„Seine Majestät der König hat zur höchsten Würde des Reiches einen Mann erhoben, der dem Herrscher und dem ganzen Lande durch seine ausgezeichneten Verdienste wohlbekannt ist, welchen Gott mit allen Gaben der Natur und der Gnade überschüttet hat, die für ein so wichtiges Amt zu Nutz und Frommen des Königs und des Landes wünschenswerth scheinen mögen. Seine Weisheit, Ehrenhaftigkeit und Geschäftskennntniß hat der Monarch seit langen Jahren im In- und Ausland, im geheimen Rathe und bei mannigfachen diplomatischen Sendungen reichlich erprobt. Niemand ist weiser im Rathe, freimüthiger im Ausdruck seiner Ansichten, ausgezeichnet in Entwicklung und Vortrag seiner Gedanken, als

Morus. Wenn früher nur gelehrte Prälaten oder Laien vom höchsten Adel dieses Amt zu bekleiden pflegten, so sind diese Eigenschaften durch die geistigen Vorzüge und hohen Tugenden eines Morus mehr als ausgeglichen, und der König wollte durch seine Wahl gerade zeigen, daß auch unter seinem niederen Adel sich Männer befinden, die recht wohl im Stande sind, den höchsten Aemtern vorzustehen. Nehmt daher diesen neuen Kanzler mit freudigem Zuruf begrüßend auf, denn Ihr dürft von seiner Amtsführung in jeder Hinsicht das Beste und Rühmlichste erwarten!

Nachdem Morus in seiner Antwort jedes Verdienst von sich abgelehnt hatte, fuhr er also fort:

„Ich bin dieses Platzes und Amtes nicht würdig, demselben nicht gewachsen. Nur ungern bin ich überhaupt an den Hof gekommen und in die Dienste des Königs getreten, was Seiner Majestät selbst am besten bekannt ist; diese neue Würde aber übernahm ich nur im höchsten Grade wider meinen Willen . . . In der That ruht auf mir eine schwere Bürde, wenn ich der königlichen Huld und den Erwartungen, welche man von mir hegt, mit Aufbietung des größten Fleißes und Pflichteifers auch nur einigermaßen entsprechen soll. Hierbei würde ich allerdings die größte Erleichterung finden durch Euer Aller guten Willen. Mein ernstliches Verlangen, mein Amt wohl zu führen, verbunden mit Eurer wohlwollenden Zuneigung zu mir, wird bewirken, daß ich Alles leiste, was ich vermag, und daß es Euch, wenn auch noch so gering, befriedigend und bedeutend erscheinen wird. Solltet ihr aber das Vortrefflichste, das Beste von mir erwarten, so würdet Ihr Euch wohl täuschen. Dagegen verspreche ich gerne und redlich, mein Bestes zu thun.“

Hierauf wandte er sich gegen den Richterstuhl des Lordkanzlers, welchen er von jetzt an einnehmen sollte, und fuhr in prophetischer Weise fort:

„Blicke ich jedoch auf diesen ehrwürdigen Sitz und erwäge ich, welch' vortreffliche Männer ihn vor mir einnahmen, bedenke ich namentlich, welch' ein Mann zuletzt hier saß, mit welch' hoher Weisheit und ausgezeichneter Gewandtheit in den wichtigsten Angelegenheiten er ausgerüstet war, und rufe ich mir in's Gedächtniß zurück den herrlichen Glanz seines andauernden Glückes, seinen schrecklichen Sturz und sein ruhmloses Abtreten vom Schauplatz der Geschichte, dann muß ich in der That an dem Beispiel meines unmittelbaren Vorgängers lernen, wie wenig angenehm, wie schwierig und wie gefahrvoll mein neues Amt ist. Der plötzliche Fall eines so großen Mannes muß mich warnen vor allzugroßem Wohlgefallen an meiner Erhöhung, vor jeder Verblendung durch den glänzenden Schimmer meiner Stellung. Ich besteige einen Richterstuhl, umlagert von Mühen und Gefahren, und auf welchem ruhige Sicherheit nicht gefunden wird. Je erhabener er ist, desto tiefer ist der zu befürchtende Fall. Würde mich nicht des Königs besondere Gnade und Guer Aller so freundlich beäthigtes Wohlwollen stärken und ermunthigen, so würde ich ohne Zweifel gleich beim Eintritt straucheln, es würde mir aller Muth entsinken, und ich würde mich dem Damocles ähnlich fühlen, als er, auf königlichem Throne ruhend und inmitten des köstlichsten Ueberflusses das bloße Schwert, an einem Pferdehaare schwebend, über seinem Haupte erblickte. Zweierlei will ich daher von diesem Augenblick an unverrückt in meinem Geiste festhalten: Einmal, daß mir dieser hohe amtliche Sitz nur dann zur Ehre gereichen kann, wenn ich mein Amt mit der größten Sorgfalt, Anstrengung, Treue und Umsicht verwalte, sodann aber, daß ich niemals vergesse, wie kurz und ungewiß der Genuß der neuen Würde für mich sein wird.“

Nach dieser mit ergreifendem Ernste vorgetragenen Antwort leistete der neue Lordkanzler seinen Amtseid, „dem Könige und seinem Volke treu und wahrhaft zu

dienen, Jedermann nach den Gesetzen und Gewohnheiten des Landes sein gebührendes Recht zu erweisen und auch die Rechte der Krone jeder Zeit und auf jede Weise wahren zu wollen.

Und der brave Mann hat diesen heiligen Eid, den er mit der ganzen Aufrichtigkeit seines treuen Herzens und mit der ganzen Klarheit seines weitsehenden Geistes in verhängnißvoller Zeit geleistet, bis in's Kleinste hinein gewissenhaft gehalten.

Wen jetzt an hörte man nichts mehr von Bestechlichkeit; da gab es keinen Unterschied mehr zwischen Arm und Reich vor dem Gesetze. Jeder hatte Zutritt und durfte frei und furchtlos vor dem obersten Richter sein Recht suchen. An jedem Nachmittage saß der Lordkanzler in offener Halle, um Allen bereitwilliges Gehör zu gewähren, die sich ihm naheten. Und welche Menschenfreundlichkeit und herablassende Güte, welch' ein ernstes Bestreben, der Wahrheit auf die Spur zu kommen und „Jedem das Seinige“ zu geben! Da merkte man nichts von jenem Stolze, der den Armen und Kleinen feindselig ist, von jener abstoßenden Härte, die manchmal im Richterstande sich vorfindet. Bei dem Antritte seines Amtes fand Morus noch Rückstände von zwanzig Jahren vor, d. h. Prozesse, welche schon vor zwanzig Jahren begonnen, aber durch die Nachlässigkeit und Gewissenlosigkeit der Beamten nicht beendigt worden waren. Sein eiserner Fleiß überwand auch diese unerhörten Dinge. Er holte das Versäumte nach und erledigte die laufenden Geschäfte überdies in solcher Weise, daß ihm eines Tages von der Kanzlei mitgetheilt wurde, es sei keine Sache mehr anhängig. Bei dieser Gelegenheit gab der gottesfürchtige Richter seine tiefinnigste Frömmigkeit in rührender Weise kund. Er erhob sich von seinem Sitze und kniete dann nieder, um vor Gott dem Herrn sein dankbares Herz auszusüßten, weil Er

ihn diesen Tag habe erleben lassen. Denn diese Thatsache war noch nie dagewesen in der Geschichte der englischen Rechtspflege. Noch bis heute ist sie als ein *Unicum* in den Registern der Kanzlei zu finden.

Wie wenig der Kanzler „Fleisch und Blut“ berücksichtigte bei Ausübung seiner Berufspflichten, davon wußten zwei seiner Schwiegeröhne zu erzählen. Einer derselben, der Gemahl von Elisabeth, der zweiten Tochter unseres Morus, hielt seinem Schwiegervater gelegentlich Folgendes vor:

Als Cardinal Wolsey noch Lordkanzler war, machten nicht nur seine Günstlinge und Anhänger, sondern sogar seine Amtsdienner und Thürsteher reichen Gewinn, weil Niemand vor den Herrn gelassen wurde, dessen Finger nicht vergolbet waren. Dagegen habe ich, seit ich Eurer Tochter Mann bin, auch nicht den allergeringsten Vortheil gehabt, weil Ihr eben nur allzu bereit seid, Arm und Reich ohne Unterschied anzuhören, so daß ich nach und nach recht muthlos wurde. Läge die Sache anders, so würde gar mancher nach meiner Freundschaft streben, um durch meine Vermittlung seine Angelegenheit vor Euch zu bringen. Jetzt kann ich offenbar von solchen Leuten nichts annehmen, ohne schweres Unrecht zu thun, da ich sehr wohl weiß, wie leicht und ungehindert sie Alle ohne meine Mitwirkung bei Euch Gehör finden. Euch selbst mag dies vielleicht zu großem Lob gereichen; daß es aber Eurem Schwiegeröhne nicht zum Vortheil gereicht, das kann ich als bestimmt versichern.“

Hierauf soll Thomas Morus, wie uns seine ältesten Lebensbeschreiber berichten, Folgendes erwidert haben:

„Mein Sohn, mir gefällt Deine Gewissenhaftigkeit, indem Du Dich nicht willst bezahlen lassen für Dienste, welche Du allerdings bei mir Niemanden leisten kannst. Indessen habe ich noch gar mancherlei Mittel

und Wege, um sowohl Dir, als Deinen Freunden gefällig zu sein. Ich mag sogar ohne Pflichtverletzung auf Dein Ansuchen eine oder die andere Sache etwas früher auf die Tagesordnung setzen, oder, wenn die Sache eines Deiner Freunde nicht große Aussicht auf Erfolg hat, den Parteien zu einem billigen Vergleiche zusprechen. Aber das versichere ich Dir auf mein Wort, daß, wenn die Parteien Recht von mir begehren, von keinem Ansehen der Person die Rede ist. Du weißt, wie sehr ich meinen alten Vater liebe*) und verehere; wohl, ich sage Dir: Wäre mein Vater auf der einen und der leibhaftige Teufel, den ich über Alles hasse, auf der andern Seite, so sollte doch der Teufel, wenn er das Recht auf seiner Seite hätte, dieses Recht unweigerlich von mir erhalten."

So dachte und redete, so handelte der Lordkanzler. Ein solcher Mann war darum auch dem mächtigen Könige gegenüber auf seinem Posten. Heinrich VIII. hatte sich verrechnet, wenn er glaubte, in Thomas Morus ein Werkzeug für seinen gottlosen, ehebrecherischen Plan zu finden. Das sollte der Monarch bald erfahren. Denn nicht lange ließ er seinen neuen Rathgeber unbehelligt. Er gab diesem deutlich zu verstehen, daß die Ehescheidungsangelegenheit ungehemmt ihren weiteren Verlauf nehmen und der Lordkanzler die Frage gründlich studiren müsse, da ihm, dem Fürsten, an eines

*) Welch' eine demüthige und herzinnige Kindesliebe muß den Träger der höchsten Amtswürde im Reiche beseelt haben, wenn er Tag für Tag, bevor er an seine schwierigen Arbeiten ging, seinen alten Vater aufsuchte, von ihm vor allen Anwesenden den väterlichen Segen erbat und dann zärtlich den ersten Richter Johannes umarmte! Dieser nannte dann zuweilen im Gefühle wohlberechtigten väterlichen Stolzes den vor ihm knieenden Sohn „seinen lieben Jungen.“ Fürwahr, ein Schauspiel, welches zu Thränen rührte und die himmlischen Geister entzückte mußte!

solchen Rathgebers Entscheidung viel gelegen sei. Morus hat den König um den Beirath einiger Männer, mit denen er gemeinsam die wichtige Angelegenheit einem ernstern Studium unterziehen und einer baldigen Entscheidung näher führen könne. Die Bitte wurde gewährt. Armselige Creaturen königlicher Laune und Willkür wurden für diese Conferenzen ausersehen, unter ihnen besonders Cranmer. Selbstverständlich richtete der gewissenhafte, kirchentreue und gelehrte Morus mit solchen Leuten nichts aus. Hätte er noch irgendwie in seiner Ansicht geschwankt, so würden gerade diese Besprechungen ihn unerschütterlich fest gemacht haben. Er erklärte darum auch eines Tages seinem Monarchen kniefällig: Nichts auf der Welt falle seinem Herzen so schwer, als der Gedanke, nicht im Stande zu sein, — wie gern er auch dieses, selbst mit dem Verluste eines seiner Glieder wolle — in jener Angelegenheit etwas zu finden, wodurch er mit unbescholtenem Gewissen zur Zufriedenheit Seiner Majestät beitragen könne; immer denke er an die Worte, die zu ihm der König selbst gesprochen, nämlich, zuerst auf Gott und dann erst auf den König zu schauen; dabei solle es auch künftig bleiben.

Scheinbar freundlich erwiederte hierauf Heinrich VIII.: Wenn der Kanzler ihm in dieser Sache nicht zu dienen vermöge, so behalte er sich vor, dessen Dienste anderweitig zu verwenden; er werde sich dann an seine übrigen Rätthe halten, deren Gewissen genugsam mit seinen Wünschen übereinstimme; inzwischen bleibe er ihm unverändert gewogen und werde niemals wieder sein Gewissen mit dieser Angelegenheit beunruhigen.

Wir werden schon erfahren, wie der königliche Heuchler sein Wort gehalten hat, besonders wenn wir später den großen Bekenner im Kerker besuchen und auf das Blutgerüst begleiten. —

Nunmehr müssen wir für einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit auf Rom richten und sehen, wie der heilige apostolische Stuhl, dessen Entscheidung Heinrich VIII. im Jahre 1527 angerufen hatte, bezüglich der angeregten Ehescheidung sich verhielt. Für den Papst Clemens VII., der damals auf dem Stuhle Petri saß, war das Ansinnen des Königs von England im höchsten Grade peinlich. Der heilige Vater erkannte sofort die Unmöglichkeit, in diesem Falle nachzugeben, und war sich der schweren Pflicht wohlbewußt, in seiner Eigenschaft als Statthalter Christi ohne Ansehen der Person furchtlos auch vor Königen und Machthabern Recht zu sprechen. Andererseits erinnerte sich der oberste Hirte mit besonderer Dankbarkeit an die Dienste, welche der hohe Antragsteller gerade in den letzten Zeiten der heiligen Kirche geleistet hatte.

Die sogenannte Reformation Luthers hatte mehrere Jahre lang an Heinrich VIII. einen ihrer entschiedensten und eifrigsten Gegner gefunden. Im Jahre 1521 hatte er sowohl den deutschen Kaiser, als auch den Kurfürsten von der Pfalz aufgefordert, die neue Irrlehre zu vernichten, und war sogar mit einer eigenen Schrift: „Assertio septem sacramentorum adversus Lutherum“ gegen den ehemaligen Augustinermönch aufgetreten.*) Papst Clemens VII. selbst hatte ihm dafür den Ehrentitel „defensor fidei“ (Vertheidiger des Glaubens) verliehen. Auch Beweggründe politischer Natur fielen zu Gunsten des englischen Königs in's Gewicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der heilige Stuhl zu jeder, nur irgendwie möglichen Concession sich verstanden haben würde, wenn er es gekonnt hätte. Aber auch damals, wie heute, kannte man das „Non possumus.“

*) Auch findet sich im k. Reichsarchive zu München noch das Original eines Briefes, den Heinrich VIII. bei Gelegenheit der Heirath Luthers an Letzteren geschrieben.

Zu dieser überaus mißlichen Lage suchte der heil. Vater die Entscheidung so lange als möglich hinauszuschieben, indem er hoffte, in der Zwischenzeit durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel den König eines Besseren zu überzeugen. Für's Erste beauftragte er den Cardinallegaten Campeggio in Verbindung mit dem Cardinal Wolsey die Angelegenheit richterlich zu untersuchen und zu seiner Zeit das Resultat dem apostolischen Stuhle behufs endgültigen Urtheils zu unterbreiten. Es dauerte nun zunächst lange, ehe der kränkliche Cardinal Campeggio in London angekommen war; hernach wollte es denn sogar scheinen, als ob die Sache ohne Dazwischentunft der Legaten ihre Erledigung zu Gunsten der schwergeprüften Königin Katharina finden sollte. Die plötzlich ausgebrochene ansteckende Krankheit, der „englische Schweiß“ genannt, an welcher allein in der Hauptstadt 40,000 Menschen erkrankten, wirkte bei den Meisten wie eine große Pflage. Auch der König wurde auf einmal sehr fromm, beichtete sogar täglich in wohlberechtigter Todesangst und wollte von seiner Anna nichts mehr wissen. Aber kaum war die Seuche verschwunden, da verschwanden auch die guten Vorsätze. Unterdessen eröffnete das päpstliche Gericht seine Sitzungen am 18 Juni 1529. Beide „Parteien“ wurden geladen. Die Königin erschien, erklärte jedoch gleich beim Beginne, daß sie es unter ihrer Würde halte, einen Gerichtshof anzuerkennen, der aus ihren eigenen Unterthanen zusammengesetzt sei. (Der Cardinal Campeggio war Bischof von Salisbury.) Sie rufe die unmittelbare Entscheidung des Papstes an. Hierauf fiel sie ihrem Gemahl zu Füßen und ersuchte auf ihren Knien seine königliche Gerechtigkeit. Nach diesem erschütternden Auftritte wurde mit der Beweisaufnahme fortgefahen bis am 21. Juni. Dann vertagte man den Urtheilspruch bis in den Oktober und sandte die Akten dem hl. Stuhle ein. Dieser entzog nach Einsicht derselben den Legaten die bis-

herigen Vollmachten, sich selbst das Weitere vorbehaltend.

Nun wandte sich Heinrich VIII. in seiner Ungeduld und Leidenschaftlichkeit an die europäischen Universitäten um Gutachten. Dabei wurde das Gold nicht gespart, um die Vertreter der „freien Wissenschaft“ zu ködern. „Das Geld des Landes, der Schweiß des Volkes wurde in ungeheuren Summen vergeudet, um die Leidenschaft eines Tyrannen für eine Dirne zum Sieg zu verhelfen über die Rechte einer unglücklichen Frau.“*) So unverschämt war der gekrönte Wüstling, daß er dem mächtigen Kaiser Karl V. die Summe von 300 000 Goldkronen anbot, wenn er die Rechte Katharina's — seiner Tante — preisgeben wolle. Zur Ehre der deutschen Universitäten sei es gesagt, das keine die Hand bot zu der schmählischen Ungerechtigkeit. Oxford und Cambridge dagegen stimmten bedingungslos, einige französische (auch Paris) und italienische Hochschulen unter gewissem Vorbehalte dem Könige zu. Diese Gutachten waren anfangs bestimmt, in Rom vorgelegt zu werden, aber mit Rücksicht auf die unerhörte Weise, wie sie „gemacht“ waren, nahm selbst Heinrich VIII. von einer Vorlage Abstand. Dagegen kam ein von Mitgliedern des Ober- und Unterhauses unterzeichnetes Schriftstück zu Stande, in welchem das bisher seitens des apostolischen Stuhles beobachtete Verfahren einer Kritik unterworfen und auf das große Unheil hingewiesen wurde, welches bei dem Mangel eines rechtmäßigen männlichen Thronfolgers über England hereinbrechen müsse. Papst Clemens VII. äußerte sich dieser anmaßenden Vorstellung gegenüber zwar mild in der Form, aber entschieden in der Sache, indem Seine Heiligkeit ein für allemal auf's strengste jedes Urtheil in der Ehescheidungsfrage — sei es durch ein weltliches, sei es durch ein geistliches Gericht — verbot.

*) Baumstark.

Heinrich VIII. merkte nun immer deutlicher, daß sich in dieser heiligen Sache mit Rom nicht spaßen ließe, und daß von dorthier seine ehebrecherische Verbindung mit Anna Boleyn niemals gutgeheißen werden würde. Je heftiger daher die Leidenschaft zu der üppigen Hofdame in ihm raste, desto heftiger entbrannte auch sein Zorn gegen Rom. Mit allerlei Drohungen und Gewaltmaßregeln versuchte er den Papst einzuschüchtern. Aber Clemens VII. blieb fest und setzte allen Feindseligkeiten des ungerathenen Sohnes eine wahrhaft väterliche Geduld entgegen. Da entschloß sich der verblendete Monarch, den die Wollust wie wahnsinnig gemacht, zu einem furchtbar verhängnißvollen Schritte. Er durchbrach den letzten Damm und riß sich und sein Volk von der katholischen Kirche los. Der König von England erklärte sich zum Oberhaupte der Kirche in seinem Lande.

Jetzt war für Thomas Morus der Augenblick gekommen, wo er sich allen Ernstes entschließen mußte, den Dienst eines solchen Königs zu verlassen, um sich nicht der sichern Gefahr auszusetzen, als dessen Mitschuldiger betrachtet zu werden und großes Aergerniß zu verursachen. Es war kein Zögern mehr am Platze. Schon längere Zeit hindurch war dem braven Manne das Leben am Hofe von Grund aus verbittert; die Leiden der Königin Katharina durchschnitten ihm das Herz; die Mißhandlungen der Braut Christi, der heiligen Kirche Gottes durch den treulosen Fürsten und dessen verworfene Werkzeuge Cranmer und Cromwell sammt allen Helfershelfern wurden für ihn zu Marterqualen; er sah keine Hoffnung, den König auf andere Wege zu bringen und dem Reiche unter solchen Verhältnissen Heil und Segen zu erwirken. Darum kam er im Frühjahr 1532 um seine Entlassung ein. Es war die reine Wahrheit, wenn er dem zögernden Monarchen vorhielt, daß er an einem Brustübel leide,

das ihm tödlich zu werden drohe. Auch der Herzog von Norfolk verwandte sich auf seine Bitte für ihn beim Könige. Dieser entließ ihn endlich am 16. Mai 1533, indem er aus den reinen, gerechten Händen des tief erschütterten Mannes das große Siegel zurücknahm. Keinerlei thatsächliche Anerkennung wurde dem großen Lordkanzler zu Theil, nicht die geringste Pension wurde ihm ausgezahlt. Er kehrte nun zu den Seinigen zurück, aber nicht um auszuruhen, wie es dem rastlosen Arbeiter wohl zu gönnen gewesen wäre, sondern um sich vorzubereiten auf schwere Tage bitterer Leiden, Entfagung und Noth, vorzubereiten auf Kerker und blutiges Marterthum.



5. In der Einsamkeit von Chelsea.

Mit freudigem Jubel wurde Thomas Morus jedesmal empfangen, wenn er nach den aufregenden und verantwortungsvollen Arbeiten am Hofe zu den lieben Seinigen zurückkehrte. So auch an dem verhängnißvollen Tage, an welchem der ehemalige Lordkanzler die Entlassungsurkunde in der Tasche trug. Niemand ahnte etwas von der über die sorglose Haushaltung hereinbrechenden Katastrophe, am wenigsten die treubeforgte Mutter Alice. Am ersten Abend verheimlichte der Hausvater noch die Hiobspost; am darauffolgenden Tage an einem Feiertage, öffnete er sein Herz. Es geschah in der ihn kennzeichnenden originellen Weise.

Zur gewöhnlichen Stunde begab sich das fromme Ehepaar zur Kirche, woselbst, nach der Sitte der damaligen Zeit, sowohl für den Lordkanzler, als auch für seine Gemahlin, je ein abgezonderter Ehrenplatz eingerichtet war. Nach beendigtem Gottesdienste entfernte sich in der Regel der Kanzler zuerst, und ein Bedienter trat sodann zum Sitze der Frau Kanzlerin, um ihr zu melden, daß ihr Herr Gemahl sich entfernt habe. Was geschah nun an jenem Morgen? Reinhold Baumstark mag die Scene schildern: „Am fraglichen Morgen näherte sich Thomas Morus selbst, mit der Mütze in der Hand, Handlung und Geberde seines eigenen Dieners nachahmend, unter tiefer Verbeugung dem Stuhle seiner Gemahlin und erklärte ihr mit satirischem Lächeln und komischer Feierlichkeit: „Der Herr Lord-Kanzler

ist fort.“ Sie, die seit Jahren von der Kühnheit seiner witzigen Laune zu erzählen wußte, nahm die Sache nicht wichtig, sondern glaubte, es gelte nur einen satirischen Hieb gegen die Hanswurstdiaden der Vornehmen im Gotteshaufe; sie erhob sich, ergriff den dargebotenen Arm des Gemahls und schickte sich fröhlich zum Heimweg an. Erst unterwegs eröffnete der beginnende Dulder seiner Frau zu ihrem namenlosen Entsetzen, daß es mit dem Lordkanzler in der That und Wahrheit aus und vorüber sei, und daß auch sie aufgehört habe, etwas mehr in der Welt vorzustellen, als die rechtmäßige Ehefrau des Thomas Morus.“

Die Ueberraschung und der Schrecken der Mutter waren fast grenzenlos. Alle originellen Einfälle und Spässe ihres Mannes konnten da nichts mehr ausrichten. Die allezeit praktische Hausfrau überschaute mit einem Blicke die ganze Sachlage. Berge von Sorgen erhoben sich vor ihrem Geiste. Entlassen — ohne Pension! Vermögen war nur ein klein wenig vorhanden, so daß auch Alice fragen konnte: „Was ist das für so Viele?“ Thatsächlich hatte Morus die ganze Familie mit Schwieger söhnen, Enkeln u. s. w. in seinem lieben Chelsea ganz allein ernährt und standesmäßig unterhalten. „Erwerben“ und „Sparen“ waren wenig gekannte Begriffe in der fröhlichen Gesellschaft. Im Vertrauen auf das reiche Einkommen des Lordkanzlers lebte man und ließ man leben. Gästlich war das Haus und eine Zufluchtsstätte für die Armen und Elenden. Das wußte Jeder weit und breit. Und die Trägerin dieses häuslichen Glückes war bisher Mutter Alice. Ist es daher zu verwundern, wenn die sonst so sprachgewandte Frau sprachlos dasteht vor Ergriffenheit, und werden wir es ihr verübeln, wenn sie unter den ersten Eindrücken der Schreckensbotschaft in eine Seelenstimmung geräth, welche den im Gotteshaufe empfangenen hl. Eindrücken nicht ganz entsprechend ist?

Die allererste Sorge, welche nun den Hausvater beschäftigte, war auf sein Gesinde gerichtet. Und das ist bezeichnend für seine wahrhaft väterliche Gesinnung, daß sie sich nicht auf seine leiblichen Kinder allein, sondern auf alle seiner häuslichen Obhut Anvertrauten bezog. Unter Strömen von Thränen erklärten ihm Diener und Dienerinnen, daß sie lieber ohne jede Aussicht auf Lohn bei ihm bleiben und das Brod der Armut mit ihm essen, als ihn und das heimische Chelsea verlassen wollten. Aber Morus ging auf den Vorschlag dieser treuen Seelen nicht ein; er ruhte nicht, bis er Allen ein gutes Unterkommen in braven und angesehenen Häusern verschafft hatte. Aber auch die Familienmitglieder mußten sich trennen, wenn sie nicht, wie der Vater scherzend andeutet, vor den Wohnungen der Reichen, das Salve Regina singend, ein Almosen sich erbetteln wollten.

Wir brauchen unsern Lesern nicht erst zu sagen, daß diese Trennung eine überaus schmerzreiche war; es müssen tief ergreifende Auftritte gewesen sein, die sich in dem bisher auch irdisch so glücklichen Hause vollzogen. Nur derjenige, welcher Aehnliches erlebt hat, mag den erschütternden Eindruck solcher Familienereignisse in etwa zu würdigen verstehen. Am tiefsten empfand die ganze Tragweite des Geschehenen der edle Lordkanzler selbst, wenn er auch mächtig genug war, seinem durch die Religion ausgebildeten Herzen zu gebieten, daß es nach Außen hin sich nicht allzu laut verrathe.

Wie groß steht doch Thomas vor unsern Augen da in jener entscheidenden Stunde, wo er mit klarem Blicke in die Zukunft und mit freiestem Willen sein Hab' und Gut, sein ideoal-schönes Familienleben und alle glänzenden Hoffnungen auf Ordenruhm preisgibt für die Wahrheit und Gerechtigkeit und zum Besten seiner unsterblichen Seele. Fürwahr, in diesem Augenblicke hatte der Gottesmann die Worte begriffen: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt ge-

winnt, aber Schaden leidet an seiner Seele“.

Von nun an wurde sein Leben um Vieles ernster und stiller. Zwar verließ ihn nie jene ruhige Heiterkeit, die der Ausdruck seines schuldlosen Gewissens und seiner heldenmüthigen Gottergebenheit war. Aber er beschäftigte sich von jetzt an immer mehr mit den Dingen seiner Ewigkeit, deren baldiges Herannahen er ahnte. Seine vertrauten Freunde bat er öfters um ihr Gebet, „auf daß er die Ankunft des Todes nicht mit Furcht und Schrecken aufnehme, sondern ihm fröhlich entgegen sehen möge um der Liebe Jesu Christi willen, durch welche der Tod aufgehört hat, etwas Anderes zu sein, als das Durchgangsthör zu einem glücklichen Dasein“.*)

Die gelehrten Werke und Abhandlungen, welche er in der Einsamkeit von Chelsea verfaßte, hatten keinen anderen Zweck, als die größtmögliche Beförderung der Ehre Gottes und die Verherrlichung der heiligen Kirche. Besonders lag ihm am Herzen die Vertheidigung der geoffenbarten Heilslehren gegenüber den immer frecher auftretenden Irrlehren. Seine tiefsten Gedanken, seine wärmsten Empfindungen vereinigen sich da, wo es gilt, das große Geheimniß des Glaubens und der Liebe, das Allerheiligste Altarssakrament, zu verherrlichen und es zu schirmen gegen die gottesräuberischen Angriffe der sogenannten Reformatoren.

Während so Thomas Morus seine Zeit zwischen ernstestn Betrachtungen und Uebungen der Frömmigkeit einerseits und segensreichen Studien anderseits eintheilte, reiften die Dinge am Hofe immer rascher ihrer unheilvollen Vollendung entgegen. Heinrich VIII., durch die immer stärker sich geltend machende Leidenschaft rasend gemacht, hatte jegliche Rücksicht bei Seite gesetzt und die arme, schwerleidende Königin Catharina gewaltsam aus dem Palaste verstoßen. Am 25. Januar des Jah-

*) Diese Worte finden sich auch auf der in Chelsea bereits verfaßten Grabchrift.

res 1533 ließ er sich durch den ehrlosen Cranmer mit Anna Boleyn trauen. Zwar erhob der Statthalter Christi seine Stimme, laut protestirend gegen die himmelschreiende Ungerechtigkeit und den schmählichen Frevel am heiligen Sakramente. Der heilige Vater erklärte für null und nichtig die sogenannte Ehe mit der Buhlerin und befahl sofortige Trennung. An den ehebrecherischen Fürsten erging die entschiedene Aufforderung, unter Androhung der großen Excommunication im Weigerungsfalle, seine verstoßene rechtmäßige Gattin wieder zu sich zu nehmen.

Aber Heinrich VIII. kümmerte sich nicht mehr um den Mahnruf, der von Petri Stuhl zu ihm drang. Er fühlte sich in seinem Wahne mächtig genug, dem Nachfolger des Apostelfürsten zu trotzen. Ein seinen Herrscherlaunen allzeit gefügiges Parlament — eine Herde von Sklaven — hatte nach Anweisung Cromwells den Bruch mit Rom förmlich gutgeheißen. Nur einer im Parlamente hatte sich gegen diese Gewaltthat erhoben: John Fisher, der große Bischof von Rochester, ein Mann in des Wortes bester Bedeutung, gebrochen zwar dem Körper nach, aber stark an Geist und Willenskraft. Seine Stimme jedoch verhallte wie die eines „Rufenden in der Wüste“, in der Wüste einer glaubens- und sittenlosen, durch Geld und Ehrgeiz verblendeten, durch Menschenfurcht tief erniedrigten Gesellschaft.

Für den 1. Juni war die feierliche Krönung der Anna Boleyn festgesetzt. Auch der Einsiedler von Chelsea sollte davon vernehmen. Eines Tages erschienen bei ihm drei Bischöfe, um ihn im Namen des Königs zu der Festlichkeit einzuladen. Zugleich brachten sie 20 Pfund Sterling, damit der ehemalige Lordkanzler für dieses Geld eine passende Festkleidung sich anschaffen könne!

Zu solcher beispiellosen Unverschämtheit verstand man sich diesem Manne gegenüber!

Thomas Morus lehnte selbstverständlich die Einladung ab und ließ die bedauernswerthen Höslinge im bischöflichen Gewande sammt ihren 20 Pfund des Weges ziehen, nicht ohne ihnen Folgendes zu Gemüthe geführt zu haben: „Es steht nicht in meiner Gewalt, zu verhindern, daß man mich verschlinge, aber mit des gütigen Gottes Hülfe werde ich solche Vorsorge treffen, daß man mich nimmer entehren soll. Uebrigens mögen Eure Herrlichkeiten auf der Hut sein; denn es gibt Leute, welche anfänglich Sie bestimmen, der Krönung beizuwohnen; demnächst aber werden sie Euch bewegen, diese Heirath von der Kanzel herab zu preisen und schließlich wird man Eure Herrlichkeiten nöthigen, zur Vertheidigung derselben Bücher zu schreiben.“

Als die Herren sich entfernt hatten, sprach Thomas Morus zu seinem getreuen Schwiegersohne Koper: „Gott verhüte, daß diese Dinge nicht binnen kurzer Zeit mit Eiden bekräftigt werden müssen.“ Wie richtig auch in diesem Punkte der durch beständige innere Sammlung und ascetische Uebungen geschärfte Geist des großen Mannes geurtheilt, hat die Folge gelehrt.

Heinrich VIII. gerieth in heftigen Zorn über die ihm durch die Sendboten vermittelte Antwort des Bewohners von Chelsea. Mehr noch aber als der König ergrimmete seine Buhlerin über den Mann, der es wagte, ihrer Verbindung entgegenzutreten. Jene zweite Herodias ließ von nun an kein Mittel unversucht, den verhassten Wahner zu verderben. Die beginnende Verfolgung äußerte sich zunächst durch die Erhebung von Anklagen, welche sich auf die frühere Amtsführung des Lordkanzlers bezogen. Das hatte Morus wohl am wenigsten erwartet. Wußte er sich doch keinerlei Verletzung seiner Amtspflicht schuldig, wie er dies noch vor nicht langer Zeit in einem vertraulichen Schreiben an Erasmus zu seiner größten Beruhigung ausgesprochen hatte. In der That konnte man ihm denn nichts anhaben. Wie viele

Mühe sich auch Anna Boleyn's Vater, der Lord von Wiltshire, gab, als Vorsitzender des Gerichtshofes den Beschuldigten in einer Schlinge zu fangen, es wollte nicht gelingen. Glänzend ging dieser aus allen Anklagen hervor und stieg immer mehr in der allgemeinen Achtung und Theilnahme. Wir heben aus den verschiedenen Anklagen hier einige hervor:

Ein gewisser Parnell klagte auf Bestechung gegen den früheren Kanzler, weil dieser von der in einem Rechtsstreite siegenden Partei einen silber-vergoldeten Pokal als Geschenk angenommen habe. Thomas Morus gab zu, längere Zeit nach geschehenem Urtheilsprüche den Pokal angenommen zu haben, bemerkte aber zur näheren Erläuterung Folgendes: Auf inständiges Bitten der betreffenden Dame habe er das Trinkgeschirr aus ihren Händen in Empfang genommen und dasselbe unverzüglich mit Wein gefüllt. Hierauf habe er nach der Sitte der damaligen Zeit auf die Gesundheit der Geschenkgeberin getrunken und ihr dann, nachdem sie ihm Bescheid gethan, den Pokal als Neujahrs Geschenk für ihren Mann überreicht. Diese Aussage wurde durch unparteiische Zeugen bestätigt.

Ein anderer Fall: Eine Wittve hatte einen Prozeß gegen den einflussreichen Lord Arundel gewonnen und schenkte dem Richter — Morus — in der Freude ihres Herzens zu Neujahr ein Paar Handschuhe, welche im Innern achtzig Goldstücke enthielten. Der Lordkanzler nahm die an sich werthlosen Handschuhe an, schickte dagegen das Gold, um welches es sich allein handeln konnte, mit dem Bemerkten zurück, es sei unhöflich, das Geschenk einer Dame zurückzuweisen; nur die Fütterung könne er schlechterdings nicht behalten.

Drittens: Ein gewisser Gresham schickte aus Freude über einen glücklich beendigten Rechtshandel dem Lordkanzler einen Pokal. Der Lordkanzler nahm ihn an, übergab aber dem Ueberbringer sofort einen andern Po-

kal, der nicht bloß an Gold- und Kunstarbeit, sondern auch dadurch einen unvergleichlich höhern Werth als der andere besaß, daß er Eigenthum des höchsten Würden-trägers im Reiche gewesen war.

Endlich erwähnen wir noch die Geschichte mit der „Nonne von Kent,“ Elisabeth Barton mit ihrem Familiennamen geheißten. Diese Person hatte dem Könige im Falle der Scheidung den nahen Tod prophezeit, wie auch, daß nach seinem Tode die Prinzessin Maria den englischen Thron besteigen würde. Diese Unglückliche wurde hingerichtet. Diejenigen, welche um ihre, dem Könige feindlichen Prophezeiungen gewußt und sie nicht angezeigt hatten, sollten gleichfalls zur Strafe bezogen werden. Sie wurden der Verhehlung des Verrathes angeklagt. Unter ihnen befand sich auch Thomas Morus, der mit ihr Briefe gewechselt und sie im Kloster besucht hatte. Morus konnte sich auch hier glänzend rechtfertigen. Gerade seine Correspondenz lieferte den besten Beweis für seine Unschuld, indem er hier die Jungfrau ausdrücklich ermahnt, daß sie „mit Niemandem von Dingen reden solle, die des Fürsten Angelegenheiten oder den Zustand des Königreiches beträfen.“ Bezüglich der letzteren Klage verlangte der Beschuldigte vom Könige, daß es ihm gestattet werde, im Hause der Lords persönlich sich zu vertheidigen. Es wurde nun eine Commission unter dem Voritze Cromwells ernannt, zu welcher der Herzog von Norfolk, Erzbischof Grammer und der Lordkanzler Audley gehörten. Sie nahmen Morus in's Verhör. Aber merkwürdiger Weise drehte sich das Verhör um ganz andere Sachen. Nachdem die Herren zuerst mit ausgefuchten Schmeicheleien ihr Opfer zu fangen sich bemüht hatten, fingen sie, ohne auch nur mit einem Worte an die Nonne von Kent zu erinnern, von der Ehegeschichte des Königs an. Morus bemerkte ihnen sehr ruhig: Was die Ehegeschichte betreffe, so habe seine Majestät selbst ihm wiederholt zu

verstehen geruht, daß er mit diesem Gegenstande nie mehr beunruhigt werden solle. Er würde es mit Vergnügen ansprechen, wenn er seither einen Grund gefunden hätte, seine frühere Meinung zu ändern, allein dies sei nicht der Fall.

Hierauf überschütteten ihn die feinen Herren mit allerlei Grobheiten, warfen ihm Undankbarkeit und Treulosigkeit vor und entließen ihn in einer Stimmung, die ihm einen deutlichen Vorgeschmack von den Dingen gab, die über ihn kommen sollten.

Der gute Koper, welcher seinen Schwiegervater nach London begleitet hatte, war bei der Rückkehr nach Chelsea erstaunt über die freudige Stimmung, in welcher sich Morus befand. Als er diesen beim Abendspaziergange endlich über den Erfolg seines Erscheinens vor den Herren befragte, antwortete ihm der Vater: „Willst du wissen, mein Sohn, warum ich so fröhlich bin? Ich habe dem Teufel eine große Niederlage bereitet; denn ich bin mit diesen Herren so weit gegangen, daß ich ohne große Schande nicht mehr zurückgehen kann.“

Einige Zeit nachher kam der Herzog von Norfolk nach Chelsea, um noch einmal den starken Mann in seiner Einsamkeit zu versuchen. „Bei der Messe, Herr Morus,“ so sagte er, „es ist ein gefährlich Ding, gegen Herrscher anzukämpfen. Möchte ich doch durch meinen Freundesrath Euch bestimmen können, des Königs Willen Euch zu fügen; denket daran, des Königs Zorn bringt Tod!“ — „Ist das Alles, mein Lord,“ entgegnete Morus, „dann ist in Wahrheit zwischen Euer Gnaden und mir nur der Unterschied, daß ich heute, und ihr morgen sterben werdet.“

So war auch diesmal der Versucher abgewiesen. Doch jetzt wurden die Dinge ernster.

6. Die „Successions-Acte“.

Was Thomas Morus vorausgesagt hatte, traf ein: Die Dinge sollten mit Eiden bekräftigt werden. Am 20. März 1534 ließ Heinrich VIII. dem Parlamente, und zwar zunächst dem Oberhause, die sogenannten Successions-Acte vorlegen, durch welche bestimmt wurde, daß die Ehe mit Katharina von Arragonien trotz päpstlicher Dispensation null und nichtig und Katharina's Tochter, Maria, von der künftigen Regierung ausgeschlossen sei; daß dagegen die Ehe mit Anne Boleyn Gültigkeit und deren Nachkommenschaft Thronfolgeberechtigung besäße; daß die Strafe des Hochverrathes verschuldet habe, wer immer durch Schriften, Bücher und Handlungen gegen dieses Gesetz wirke; daß endlich alle Unterthanen des Königs den ganzen Inhalt dieses Gesetzes zu beschwören hätten, widrigenfalls sie sich der Begünstigung des Hochverrathes und der darauf gesetzten Strafen — Vermögensverlust und Einsperrung auf unbestimmte Zeit — schuldig machen würden. Vor dem Schlusse der Session leisteten die Mitglieder beider Häuser des Parlamentes, „um des guten Beispiels willen,“ den Eid. Ein Gleiches thaten — am 30. März — der Lordkanzler Audley, die Herzöge von Norfolk und Suffolk, sowie der Staats-Erzbischof Cranmer. Diese Herren wurden hierauf zu Commissaren ernannt, um sämtliche Unterthanen im Namen des Königs zum Schwören anzuhalten.

Zunächst erhielt nun die gesammte Geistlichkeit Londons den Befehl, vor den Commissaren in Lambeth zu erscheinen; unter den Laien hatte man für's Erste nur Einen geladen: Thomas Morus. Am Morgen des verhängnißvollen Tages — es war der 13. April 1534 — ging der gottesfürchtige Mann in aller Frühe zur Kirche, beichtete, empfing die heilige Communion und wohnte dem heiligsten Messopfer bei. War es doch ein überaus wichtiges Geschäft, indem diese heilige Vorbereitung galt; war es doch die letzte Reise, die er von Chelsea nach London antrat und als solche zugleich der erste bedeutsame Schritt auf jenem Wege, der ihn in allernächster Zeit in die große Ewigkeit führen würde. Sein Herz bangte vor dieser Ewigkeit nicht; der gerechte Mann war darauf gefaßt, vor seinen göttlichen Richter zu treten. Er konnte mit dem Psalmisten sprechen: „Paratum cor meum, Deus, paratum cor meum!“ „Mein Herz ist bereit, o Gott, ja mein Herz ist bereit!“ Nur Eins fiel ihm heute besonders schwer: Die Trennung von den lieben Seinen. Er konnte es nicht über sich bringen, in gewohnter Weise von Jedem Abschied zu nehmen. Sonst umringten den scheidenden Vater, wenn er sich auch nur für einen Tag von seinem Chelsea entfernte, in fröhlichem Gedränge Klein und Groß; des Händedrückens und Umarmens gab es dann kein Ende, aber heute ließ der tief ergriffene Mann Niemanden mit sich hinausgehen an den Themsestrand, nicht einmal seine geliebte Margaretha. Nur Koper, der getreue, gute Koper begleitete seinen Schwiegervater. Zu fest gegründet war die Ahnung in der Seele des künftigen Martyrers von den Dingen, die bald über ihn kommen würden, als daß er auch nur einen Augenblick lang den Ernst seiner Lage nicht erkannt hätte. Schweigend bestiegen sie die Barke; lange Zeit hindurch saßen sie schweigend neben einander, ein Jeder tief versunken in seine Gedanken.

Plötzlich fühlte sich Koper am Ohrläppchen gezupft, und die Stimme seines Schwiegervaters weckte ihn auf aus seinen schmerzhaften Träumen. „Sohn Koper“ — hörte er sagen — „ich danke meinem Gott, das Feld ist gewonnen.“ Der gute Koper war nicht schnell von Fassung. Er entgegnete, um überhaupt etwas zu sagen: „Herr Vater, darüber bin ich sehr erfreut.“ Erst allmählich thaute es dann bei ihm auf, und er fing an, die Bedeutung der gehörten Worte zu begreifen. Ja, „das Feld war gewonnen“ gegen eine schwere Versuchung, bei welcher Fleisch und Blut noch einmal mächtig ankämpften gegen die heilige Pflichterfüllung und Treue bis zum Tode. Der Versucher war überwunden, und die Engel Gottes kamen, um ihm zu dienen durch Stärkung und Trost in den bald beginnenden Stunden bitterer Leiden.

Im vollen Bewußtsein seiner Würde als katholischer Christ, als Nachfolger eines für die Gerechtigkeit sterbenden Gottessohnes und als Erbe eines himmlischen Reiches, trat Thomas Morus vor die Commissare des irdischen Königs. Nach sorgfältiger Durchlesung der Successions-Acte und der Eidesformel erklärte er sich bereit, denjenigen Theil der Acte zu beschwören, welcher sich auf die Thronfolge bezog, weil dieß „ein weltlicher, der Zuständigkeit des Parlamentes anheimfallender und deßhalb das religiöse Gewissen eines Christen nicht berührender Gegenstand“ sei. Dagegen könne er den ganzen Eid unmöglich leisten.


Natürlich, denn wie hätte Morus durch einen Eid feierlich anerkennen können, daß die Ehe mit Katharina ungültig, dagegen die ehebrecherische Verbindung mit Anna Boleyn nach göttlichem und menschlichem Rechte gültig sei?

Der Lordkanzler sprach sein tiefes „Bedauern“ aus über diese „allererste“ Eidesverweigerung und drohte mit des Königs Unnade. Hierauf ersuchte er seinen

ehemaligen Amtsvorgänger, vorläufig abzutreten und im Garten bis auf weiteren Bescheid sich zu ergehen. Unterdeß wurden Andere zur Eidesleistung vorgerufen. Thomas Morus erlebte nun ein erschütterndes Schauspiel. In allen Räumen des Hauses drängten sich Geistliche höheren und niederen Ranges und diese Diener der Kirche, auf deren Treue man hätte rechnen, und die den Laien mit gutem Beispiele hätte vorangehen müssen, waren schwach genug, die Accte zu beschwören und dies noch mit freudigen Gesichtern und mit den Ausdrücken ungestümer Heiterkeit. Das waren tiefe, arg schmerzende Wunden für das zartfühlende, gottgetreue Herz des Bekenners, der, im Gegensatz zu diesen besonders berufenen Dienern Gottes, Alles verlassen und den Herrn zum „Antheil seines Erbtes“ gemacht hatte. Eine lange Liste von Abtrünnigen wurde ihm gezeigt, als er auf Befehl wieder erschien. Aber das konnte ihn nur bestärken in der Treue gegen seinen Gott. Noch einmal drohte man mit des Königs Zorn, aber auch diesmal vergeblich. Cranmer versuchte ihn mit trügerischen Gründen zu erschüttern, aber einem Morus gegenüber war Cranmer ein wahrer Stümper. Jener erwiderte mit Entschiedenheit und Würde: Hier liege offenbar einer jener Fälle vor, in welchen das Gewissen den Gehorsam gegen die Obrigkeit verbiete.

Und als der sophistische Prälat auf die Eidesleistung der Parlamentsmitglieder hinwies, wurde ihm entgegnet, daß auf der anderen Seite eine weit erhebener Versammlung stehe, nämlich die gesammte katholische Christenheit und an deren Spitze ihr Oberhaupt, der Paps. Hierauf bemerkte Cromwell, er wolle lieber seinen einzigen Sohn todt zu seinen Füßen sehen, als diese Eidesverweigerung durch Thomas Morus erleben. Dieser aber erwiderte: „Welches Schicksal mir auch beschieden sein mag, ich kann Nichts daran ändern ohne Gefahr für meine Seele. Ich habe

mich erboten, die Thronfolge zu beschwören, mehr kann ich nicht, ohne meineidig zu sein. Ich lasse Jedem sein Gewissen, aber es wäre wohl billig, wenn man auch das meinige ungekränkt lassen wollte.“ Dabei blieb es. Außer Thomas Morus verweigerten noch zwei Personen an diesem Tage den Schwur, nämlich der Bischof Fisher von Rochester und ein Dr. Wilson, ein gelehrter und frommer Priester, ehemals Beichtvater des Königs. Der Letztere wurde sogleich in den Tower abgeführt. Thomas Morus erhielt vorläufig Hausarrest in der Abtei von Westminster.



7. Kerkerleben.

Wei Hofe befand man sich in großer Aufregung. Jetzt, wo es allen Ernstes sich darum handelte, dem beliebtesten Manne Englands die ganze Schärfe des neuen Gesetzes fühlbar zu machen, erschrock man bei dem Gedanken an die etwaigen Folgen. Es fehlte nicht an Stimmen in der nächsten Nähe des Thrones, welche dem Könige den Rath gaben, er möge sich mit demjenigen Theile der Eidesformel begnügen, den Thomas Morus zu beschwören sich bereit erklärt hatte. Das Volk würde sich an juristische Unterscheidungen nicht stören; ihm würde es genügen, wenn es hieße: „Thomas Morus hat den Eid geleistet.“ Die Thoren! Als ob der für die Ehre der heiligen Kirche so besorgte Mann jemals zugegeben haben würde, daß man in der öffentlichen Meinung seinen lediglich die Thronfolge ausgedehnt hätte! Uebrigens kam es zum Schwören nicht. Anna Boleyn, in ihrem Haffe der Herodias ähnlich, bot in Verbindung mit dem nichtswürdigen Cromwell allen ihren Einfluß auf, damit dem Gesetze freier Lauf werde. Und der König gab seine Zustimmung. Nachdem Thomas Morus vier Tage in Hausarrest bei dem Abte von Westminster gehalten worden war, wurde ihm seine Ueberführung in den Tower angefündigt.

So wurde denn derjenige, welcher viele Jahre lang

als oberster Richter Recht gesprochen, selbst nach dem großen Staatsgefängnisse gebracht. Auf der Fahrt dorthin trug der ehemalige Geheimrath seine goldene Amtskette. Der ihn begleitende Beamte erbot sich, diese Kette der Familie zu übersenden. Morus indeß nahm das Anerbieten nicht an und bemerkte dem zuvorkommenden Manne: „Meine Feinde haben mich auf offenem Felde gefangen; ich bin's zufrieden, daß sie etwas für ihre Mühe haben sollen.“

Als der hohe Gefangene am Tower landete, verlangte der Pförtner, einer alten, rauhen Gewohnheit gemäß, das „oberste Kleidungsstück“ des Eintretenden. Morus gab ihm die Mütze mit den Worten: „Hier ist mein oberstes Kleidungsstück; ich bedaure nur, daß es nicht besser ist.“ „Nein, nein!“ schrie ihm der grobe Mensch entgegen, „den Ueberrock muß ich haben.“ Schweigend wurde ihm das gewünschte Kleidungsstück überreicht.

Das war der allererste Empfang, und er ward einem Manne zu Theil, um dessen Freundschaft gekrönte Häupter und die Besten des Volkes sich beworben hatten.

Der Befehlshaber des Tower empfing den ehemaligen Lordkanzler mit unverkennbarer Hochachtung. Der Gefangene erwiderte dankend seinem nunmehrigen Vorgesetzten: „Mein Herr,“ (und sein Antlitz zeigte bei diesen Worten jenen unerschütterlich komischen Ernst, der nicht zum Wenigsten mit dazu beitrug, seinen Scherzen solche Wirkung zu verschaffen) „ich werde mich gewiß nie beklagen über Kost, Wohnung und sonstige Behandlung; aber das will ich Ihnen sagen, sobald ich diese meine Zusage breche oder Ihnen sonst irgendwie lästig falle, werfen Sie mich ganz ungenirt zum Hause hinaus.“

Nicht mancher Gefangene hat gescherzt, als er die Towerzelle betrat; den großen Morus verläßt auch

da die Seelenruhe und Heiterkeit des Gemüthes nicht, wo Andere Verzweiflung befällt. Er hat Alles zum Opfer gebracht, was sollte er fürchten? „Dominus regit me, et nihil mihi deerit . . . etsi ambulavero in medio umbrae mortis, non timebo mala: quoniam Tu mecum es“ *) sagt der Psalmist (XXII.), und auch Thomas Morus durfte so sprechen.

Ununterbrochener Verkehr mit Gott, beständiges Streben nach Vervollkommnung in allen Tugenden, besonders in der Geduld, ernste Vorbereitung auf den nahe bevorstehenden Tod und die Unterhaltung mit seiner Lieblingstochter Margaretha — darin bestand das Kerkerleben des muthigen Bekenners.

Ein großes Labfal bereitete ihm neben geistlicher Lesung die schriftstellerische Thätigkeit. So schrieb er die kleine Abhandlung: „Daß man um des Glaubens willen auch den Tod nicht scheuen dürfe“ — „Gebete aus den Psalmen gesammelt“ — die „Erklärung der Leidensgeschichte unseres Heilandes.“ Diese letztere Schrift konnte er nur fortsetzen bis zu den Worten: „Und sie legten Hand an Jesum.“ Alle diese Arbeiten sind reich an den erhabensten Betrachtungen, und aus allen leuchtet ein hoher christlicher Heldenmuth hervor. Bezeichnend ist es, was der Verfasser zu den Worten der heiligen Schrift: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod“ bemerkt. Er schreibt nämlich: „Wer in die Lage gebracht ist, entweder den Tod zu erleiden oder Gott zu leugnen, der glaube sicher, daß Gottes Wille ihn in dieselbe versetzt, und lasse darum die Hoffnung auf Ihn nicht sinken, da Er nicht zugibt, daß wir über unsere Kräfte versucht werden. Furchtlos und zutrauensvoll sollen wir in den Kampf mit dem Fürsten dieser Welt, dem Teufel und

*) Der Herr regiert mich, mir wird Nichts mangeln . . . und wenn ich auch wandeln müßte mitten im Todes Schatten, dann fürchte ich doch nichts Schlimmes: Der Herr ist mit mir.“

seinen Trabanten treten, wenngleich vor dem Streite die Furcht nicht zu mißbilligen ist. Wer aber allzusehr beängstigt wird, dem kann eine gründliche Betrachtung der Todesangst unseres Herrn heilsamen Trost gewähren.“

In dem ersten Monate der Gefangenschaft durfte Morus keinen Besuch empfangen. Später öffnete sich die Kerkerpforte seinen Angehörigen. Zuerst war es Margaretha, welche Zutritt zu dem geliebten Vater erlangte. Das waren selige Stunden für Beide, wenn sie ihre Herzen einander öffneten und gemeinsam auf ihren Knien inbrünstig beteten! Ein Schauspiel für die heiligen Engel Gottes, die diese zu einem Heiligthume umgestaltete düstere Towerzelle besuchten und den künftigen Martyrer stärkten!

Eines Tages, als Margaretha wieder bei ihm war, sprach er zu ihr: „Ich glaube, Gretchen, daß diejenigen, welche mich hierher gebracht haben, der festen Meinung sind, sie hätten mir ein schweres Leid zugefügt. Aber ich versichere Dich, meine gute, meine theuerste Tochter, wäre es mir nicht um Weib und Kind, ich hätte schon längst eine noch engere und düsterere Kerkerzelle gewählt. Ich fühle mich hier so glücklich, als ob der liebe Gott mit mir umginge, wie mit einem verwöhnten Kinde, als ob Er mich förmlich auf den Schooß nähme, um mit mir zu tändeln.“

Eine sehr wichtige Unterredung zwischen dem Gefangenen und seiner Tochter fand wegen folgender Veranlassung statt. Eine Verwandte der Familie Morus, Alice Allington, hatte auf Betreiben des Lordkanzlers Audley die Versucherin bei Margaretha gespielt, und das arme Kind hatte sich soweit verleiten lassen, dem Vater — ob im vollen Ernste, oder halb im Scherze, das ist nicht über jeden Zweifel erhaben — von Nachgeben zu sprechen.

„So, so, Fräulein Eva“, sagte Morus zu seiner Tochter, „hat wirklich Alice Allington an Dir die Schlange

gespielt, und Dich beauftragt, Deinen eigenen Vater in Versuchung zu führen, und aus Liebe zu ihm ihn meineidig zu machen, auf daß er zum Teufel in die Hölle fahre? Mein liebes Gretchen, wir haben diese Frage schon zwei- oder dreimal eingehend mit einander durchgesprochen, ich kann in dieser Sache meinen Entschluß nicht ändern. Manches lange Jahr hindurch habe ich die ganze Angelegenheit erwogen, durchdacht, studirt; ich konnte nichts sehen, nichts finden, das im Stande gewesen wäre oder geeignet, meine Ueberzeugung zu erschüttern. Es ist nicht zu helfen! Gott hat mich in diesen Engpaß gestellt, wo ich entweder ihm durch zweifellose Todsünde mißfallen, oder aber geduldig erwarten muß, was Er über mich zu verhängen für gut findet.

„Seine Lordschaft hält die ganze Sache für eine Art von Kleinigkeit oder Kinderei, und wie Du selbst, Margaretha, mir sagst, denken so auch gar manche Männer, denen ich um ihrer Tugend willen hohe Achtung zolle. Und dennoch, mein Kind, sage ich Dir: wenn ich selbst mit eigenen Augen sehen würde, daß unser hochverehrter Bischof Fisher den Eid leistete, selbst das würde für mich durchaus gleichgiltig sein. Ich bin für mich selbst verantwortlich, wie jeder Andere es für sich ist. Manche handeln vielleicht um der Menschengunst willen, Manche vielleicht aus Furcht; Andere bilden sich selbst ein neues Gewissen und denken, Gott werde ihnen schon verzeihen, weil sie ja nur in Angst und in Zwang gehandelt haben; noch Andere denken vielleicht, sie wollen die Sache nachher bereuen, beichten, losgesprochen werden und so bei dem barmherzigen Gott Vergebung erlangen. Aber, Gretchen, ich kann meiner Treu in einer so großen, hochwichtigen Angelegenheit derartige Wege unmöglich einschlagen. Und ich will Dir, gewiß zu deinem großen Troste sagen, daß mein Gewissen in dieser Sache so fest und ruhig

ist, daß ich meiner Erlösung und Rettung so gewiß bin, als ein Gott im Himmel lebt. Alles Uebrige, Vermögen, Leib und Leben, wenn es denn so sein muß, stelle ich getrost dem lieben Gott anheim; Er wird mich stärken, so daß ich lieber alles andere verliere, als daß ich meine Seele in Gefahr brächte.“

Margaretha schwieg. Ihr Herz war, nach ihren eigenen Worten, „allerdings schwer bedrängt durch die Gefahr, in welcher sein Leben schwebte,“ aber in der That für seine Seele „fürchtete sie nichts.“ Als sie so schweigend da saß, fragte sie scherzend der Vater: „Was nun, Tochter Gretchen und Mütterchen Eva, warum sitzest Du so sinnend da? Brüttest du vielleicht über einen neuen Anschlag mit der alten Schlange, um dem Vater Adam die Aepfel nochmals annehmlich zu machen?“

Vielleicht hatte Margaretha einen neuen Entwurf gefunden, den sie dem Vater machte. Dieser entgegnete ihr heiter lächelnd: „Das ist wieder ein recht's Eva-Stückchen.“ Dann aber ernst werdend, sprach er: „Es klingt wie ein Räthsel und ist doch wahr. Es gibt eine Falle, in der ein Mann seinen Kopf verlieren und dennoch keinen Schaden nehmen kann. Ich habe den Rath unseres Erlösers im Evangelium nicht vergessen, daß man die Kosten berechnen soll, ehe man zu bauen anfängt. Gar manche schlaflose Nacht habe ich erwogen und gezählt, was alles möglicher Weise über mich hereinbrechen kann. Ich hatte oft ein recht thranenschweres Herz, wenn ich daran dachte! aber ich danke Gott, daß ich gleichwohl niemals daran dachte, abzufallen oder meine Ueberzeugung zu ändern.“

Die arme Margaretha deutete ihrem Vater mit größter Zartheit an, es könne ja geschehen, daß er künftig doch vielleicht seine Meinung ändern würde, daß es dann aber vielleicht zu spät sei.

„Zu spät, mein Kind,“ fiel Thomas Morus seiner Tochter lebhaft in die Rede. „Ich bitte Gott, daß,

wenn ich wirklich jemals wanken sollte, es in der That zu spät sein möge. Möge ich nie auf dieser Welt einem solchen Wanken irgend einen irdischen Vortheil zu verdanken haben. Allein obwohl ich weiß, daß ich um meiner Sünden willen es recht wohl verdient hätte, daß Gott mich fallen ließe, so kann ich doch nicht anders als auf Seine barmherzige Güte vertrauen. Ich will keinen Augenblick zweifeln an Seiner Gnade und wenn es Sein heiliger Wille ist, daß ich wegen dieser Sache leiden soll, so zweifle ich nicht, daß Er in Seiner Güte mir dieses Leiden zurechnen wird als einen Nachlaß an den verdienten Strafen des Reinigungsortes. Ja, ich will dem Allerhöchsten vertrauen, auch wenn ich mich vorübergehend schwach fühlen sollte. Ja, wenn ich es erleben sollte, daß Furcht und Angst im Begriffe wären, mich zu überwältigen, dann will ich mich erinnern, wie St. Petrus anfang, um seiner Kleingläubigkeit willen zu sinken, und dann will ich gleich ihm zum Heiland rufen um Hilfe, und Er wird mir Seine heilige Rechte darreichen und mich in den stürmischen Wellen der See vom Untergang erretten. Ich weiß gewiß, Margaretha, ohne meine Schuld läßt der Heiland der Welt mich nicht verloren gehen. Und wenn er mich je sollte zu Grunde gehen lassen, selbst dann noch würde ich durch meinen Untergang Seine Gerechtigkeit verherrlichen. Darum, theuerstes Kind, laß die Ruhe Deiner Seele nicht leiden, was immer auch in diesem Leben mir begegnen mag; es kann mir nichts begegnen, außer was Gott will, und ich weiß, ich bin dessen gewiß, daß, was auch kommen mag und mag es noch so schlimm erscheinen, es in der That das Beste ist. Und nun, mein gutes Kind, empfehl mich allen meinen Freunden; ich bete von ganzem Herzen, daß Ihr Alle dem lieben Gott in allem Eifer dienen, daß Ihr in Ihm eure Freude und euer Glück finden möget. Und wenn mit mir etwas geschieht, was Euch schmerzt, so bittet für mich

zu Gott, aber lasset Euch nicht beängstigen; betet für mich so herzlich, wie ich für Euch, auf daß wir uns wiederfinden mögen im Himmel, wo wir glücklich sein werden, ohne jede Störung und für alle Zeit und Ewigkeit.“

Hiermit endigte diese Unterredung und die brave Tochter gab jeden weitem Widerspruch auf, indem sie ihren vielgeliebten Vater ganz und gar dem Schutze Gottes übergab, Dessen Anordnung auch sie in kindlicher Ergebung sich fügte.

Kurz nachher erhielt sie einen Brief des Vaters über den Gegenstand ihrer letzten Unterredung. Ihrer Antwort entnehmen wir folgende schöne Sätze:

„Zimmer und immer wieder habe ich diesen beglückenden und trostreichen Brief gelesen, den getreuen Boten von meines Vater heldenmässig tugendhaftem Sinn, frei von jeder erdhafsten Liebe dieser Welt, fest und unzerreißbar verknüpft mit der Liebe zu Gott. Ja, mein Vater, auch ich zweifle nicht, daß Gott Seine Hand über Dich halten und Dich an Seele und Leib beschützen wird, nachdem Du allen irdischen Trost von Dir geworfen und Dich willig, froh und völlig Seiner Liebe und Seinem Schutze anheimgegeben hast. Und was glaubst Du auch, daß uns zu trösten vermöchte seit Deiner gewaltsamen Trennung von uns? Wahrhaftig nur die Erinnerung an Dein vergangenes Leben und Deinen gottseligen Wandel und die Ueberzeugung, daß Dein Herz, rein von jeder irdischen Hefe, voll von Ruhe und Heiterkeit, angethan mit dem Strahlengewand des heiligen Geistes, eine herrliche Wohnstätte Gottes für die ewige Seligkeit geworden ist.“ —

Eines Tages öffnete sich die Zelle des Gefangenen und eine helltönende Stimme traf sein Ohr: „O der Tausend, Herr Morus! ich muß mich wundern, daß ein so weiser Mann, wie Du, solchergestalt den Thoren spielen mag. Hier bei den Ratten und Mäusen zu

wohnen in diesem schmutzigen Loch, während Du Dich so leicht der größten Freiheit erfreuen könntest, wenn Du nur so handeln wolltest, wie andere Menschen auch. Wenn ich überlege, daß Du zu Chelsea Dein wohnliches und schönes Haus, Deine Bibliothek und Deinen lieblichen Garten hast, so muß ich mich in Gottes Namen höchlich darüber wundern, daß Du noch länger hier verweilen magst.“

Mit größter Ruhe erwiderte der geduldige Ehemann: „Liebe Alice, — denn diese war es, — sage mir nur dies Eine: Ist nicht das Haus, welches ich jetzt bewohne, dem Himmel so nahe, wie mein eigenes zu Chelsea?“ —

„Schnickschnack und Papperlapapp“ rief die durch die Ruhe ihres Mannes noch mehr erregte Frau hastig aus, „sollen denn diese Pöffen niemals aufhören?“

„Es scheint mir,“ fuhr mit unverwüthlichem Gleichmuth der brave Morus fort, „daß Du nicht in Abrede stellen willst, daß beide Häuser dem Himmel gleich nahe sind. Wenn es sich nun in Wirklichkeit also verhält, so weiß ich wirklich nicht, warum ich mich nicht hier ebenso behaglich fühlen sollte, wie dort. Gesezt nun den Fall, ich wäre eine Anzahl von Jahren begraben und könnte dann wiederkommen, um mein Haus zu beziehen, sicherlich würde ich dort Bewohner treffen, die mir einfach die Thüre weisen und mein Eigenthum nicht anerkennen würden. Uebrigens bitte ich Dich, mir zu sagen, wie lange glaubst Du wohl, daß ich voraussichtlich noch leben könnte?“

„Recht gut noch einige zwanzig Jahre,“ entgegnete die tiefbetrübte Frau.

„Nun denn, wenn Du hättest sagen können, noch einige tausend Jahre, so hätte man von den Vorzügen und Schönheiten eines Besizes in Chelsea reden können! allein selbst in einem solchen Falle muß derjenige als ein schlechter Kaufmann betrachtet

werden, der um einiger tausend Jahre willen eine ganze Ewigkeit auf's Spiel setzt.“

Hiermit war der Besuch zu Ende. Alice ging fort und — verpfändete ihren letzten Ring und verkaufte ihr letztes Kleid, um ihren Mann mit dem Erlös im Kerker zu unterstützen und zu erquickern.

Aber nicht bloß von seinen Lieben erhielt Thomas Morus Besuch, sondern auch von anderen Leuten, deren Erscheinen ihm weniger willkommen war. Im April des Jahres 1535 — ungefähr ein Jahr nach der Gefangennahme — erschien Thomas Cromwell nebst Gefolge im Kerker. Er kam in unmittelbarem Auftrage des Königs. Dieser hatte mit Hülfe des sklavisch gefügigen Parlamentes ein neues Gesetz zu Stande gebracht, dem zufolge der König, seine Erben und Nachfolger als die alleinigen irdischen Häupter der englischen Kirche betrachtet werden und die volle Macht besitzen sollten, alle Irrthümer, Ketzereien und Aergernisse zu unterdrücken und auszurotten. Und dieses Gesetz *) — die sogenannten Supremats-Acte

*) Dieses Gesetz enthielt im Einzelnen nachfolgende Vorschriften und Anordnungen:

1. Der König, seine Erben und Nachfolger sind als die alleinigen irdischen Oberhäupter der englischen Kirche anzusehen und haben volle Gewalt, alle Irrthümer, Ketzereien, Mißbräuche, Aergernisse und Gottlosigkeiten, deren Abschaffung oder Bestrafung der geistlichen Autorität zusteht, zu untersuchen, abzuschaffen und zu bestrafen.

2. Als Lohn für die neue und große Mühe und Sorge, welche das geistliche Amt dem König bringt, werden zur Vermehrung des königlichen Vermögens und Aufrechthaltung der Suprematie die Annalen aller kirchlichen Aemter und Würden, sowie die Zehnten von allen Pfründen auf ewige Zeiten der Krone zugewiesen.

3. Als Hochverrath soll es betrachtet werden, wenn Jemand dem König, der Königin oder ihren Erben irgend ein körperliches Ungemach in Wort und Schrift wünschen, ein solches gegen sie ersinnen oder ihnen tückisch anzuthun versuchen sollte;

— sollte von den Bischöfen zuerst und dann von allen Unterthanen beschworen werden, — durch den bekannten Suprematseid. Cromwell nun war beauftragt, dem ehemaligen Lordkanzler eine Meinungsäußerung zu entlocken.

Der edle Gefangene wies rundweg den elenden Zwischenträger ab. Sein Entschluß stehe fest. Er wolle an keinerlei weltliche Dinge mehr denken. Seine einzige Beschäftigung sei die Betrachtung der Leiden Christi und die Vorbereitung auf den eigenen Tod. Der Höfling sprach von des Fürsten Gunst, von Vergnügung und Belohnung; aber es waren Dinge, deren Erwähnung einem Morus gegenüber völlig nutzlos war. Cromwell, seines Meisters gelehriger Schüler, drohte. Aber für solche Drohungen ist der künftige Martyrer nicht empfänglich. Ruhig entgegnete er: „Gar oft, seit ich in diesem Gefängnisse bin, glaubte ich in Folge

oder wenn Jemand die bezeichneten höchsten Personen ihrer Würden, Titel und königlichen Standesnamen — vorzugsweise des neuen Titels der kirchlichen Suprematie — zu berauben oder solche nicht anzuerkennen sich erdreisten sollte; oder wenn Jemand es wagen sollte, den König mündlich oder schriftlich in verläumderischer Weise für einen Ketzer, Schismatiker, Ungläubigen oder Tyrannen zu erklären.

4. Den Bischöfen wird ein neuer Eid auferlegt, durch welchen sie nicht nur die päpstliche Suprematie abschwören und an ihrer Statt die königliche anerkennen, sondern auch geloben, dem Bischof von Rom keine Autorität innerhalb des britischen Reiches zu gestatten, nie an ihn zu appelliren, noch zu erlauben, daß von Andern an ihn appellirt werde, nie ohne königliche Erlaubniß an ihn zu schreiben oder Gesandte an ihn zu schicken, auch nie eine Botschaft von ihm anzunehmen, ohne sie sogleich dem Könige mitzutheilen. Zugleich habe jeder Bischof eine förmliche und vollständige Entsagung eidlich auszusprechen auf alle früher gemachten Rechtsverfahren oder heimlichen Vorbehalte, welche dem Suprematseide irgendwie entgegenstehen könnten.

(Vergl. John Fisher, Bischof von Rochester, von Reinhold Baumstark. S. 109. f.)

meiner körperlichen Leiden, meine letzte Stunde sei gekommen; ich kenne also das Gefühl der Todesnähe; nicht ein einziges Mal war ich darüber betrübt, sondern dann, wenn die Hoffnung des Todes mir zu entschwinden schien! Mein armer Leib steht zu des Königs Befehl; wollte Gott, mein Tod könnte ihm nützen!"

Kurze Zeit nach diesem Besuche — es war am 4. Mai — wurden die Prioren der drei Karthausen und der P. Reynold als „Hochverräther“ auf die schmerzlichste Weise hingerichtet, weil sie ihre Gewissensbedenken gegen die Supremats-Acte vor Cromwell geäußert hatten. Von seinem Fenster aus erblickte Morus den Aufzug zum Blutgerüste. Margaretha war gerade bei ihm. „Siehst Du, Gretchen, wie diese ehrwürdigen Väter so freudig zum Tode gehen, gleich als gingen sie zur Hochzeit? — — Gott nimmt sie schnell von hier zum Genusse Seiner ewigen Anschauung; dagegen Dein einfältiger Vater, der sein elendes Leben so sündhaft zugebracht, von Gott nicht würdig erachtet wird, so bald zur ewigen Glückseligkeit zu gelangen, sondern Er läßt ihn noch in dieser Welt geplagt und geängstigt von Nöthen.“

Am 3. Juni erschienen im Gefängnisse der Lordkanzler Audley, der Herzog von Norfolk, Cromwell, Cranmer und Anna Boleyn's Vater, der Graf von Wiltshire. Sie verkündeten des Monarchen „Unzufriedenheit und Ungnade“ und erklärten, Thomas Morus sei verpflichtet über die Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit des Supremats sich auszusprechen. Der Gefangene verwies sie einfach auf seine früher ertheilte Antwort und sprach die „feste Hoffnung“ aus, „daß einstmals der Tag kommen werde, an welchem seine Schuldlosigkeit vor Gott und der Welt offenbar sein werde.“ Er habe, so fügte er hinzu, bis zur gegenwärtigen Stunde treu nach jener Vorschrift gehandelt, welche ihm der König selbst beim Eintritte in dessen Dienst gegeben, nämlich:

„vor Allem Gott und dann erst den König vor Augen zu haben.“ Nachdem er sodann der englischen Landesgesetzgebung das Recht bestritten hatte, „allgemein erkannte Glaubensüberzeugungen der gesammten Christenheit anzutasten,“ gab er zum Schlusse noch die Erklärung ab, daß er überhaupt in diesem Leben keinen Eid mehr leisten wolle.

Nach diesem letzten Versuch gab Heinrich VIII. jeden Gedanken auf, seinen ehemaligen Lordkanzler zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Er befahl, daß nunmehr der völlige Strafprozeß eingeleitet werde. Die Klage sollte lauten auf vollendeten Hochverrath, damit man sich seiner gänzlich — durch den Tod — entledigen konnte. Der Thatbestand des vollendeten Hochverrathes lag bis jetzt nicht erweisbar vor. Einem der schlechtesten Subjecte, deren es je gegeben, einem Menschen von der allerniedrigsten Denkart, dem Staatsanwalte Rich (Solicitor) war die schmachvolle Aufgabe gefallen, diesen Thatbestand erweislich zu machen. Am 12. Juni drang er mit zweien seiner Unterbeamten in die Zelle und ließ durch diese seine Helfershelfer zunächst dem Gefangenen alle Bücher und Schreibwerkzeuge wegnehmen. Thomas Morus war grade an jene Stelle in seiner Erklärung der Leidensgeschichte gekommen, welche lautete: „Und sie legten Hand an ihn.“ Während jene mit ihrer Henkersarbeit beschäftigt waren und so den frommen Dulder eines großen Trostmittels beraubten, wandte sich Rich, wie ein vollendeter Hallunke, heuchelnd, nach Art der Pharisäer im Evangelium, als sie dem Herrn den Zinsgrofchen vorlegten, mit folgenden Worten an Morus: „Ihr seid anerkanntermaaßen ein weiser und gelehrter Mann! Ihr würdet mich verbinden, wenn ich Euch folgende Frage vorlegen dürfte: „Wenn das ganze Königreich infolge eines Parlamentsgesetzes mich als rechtmäßigen König annehmen würde, wäret Ihr dann bereit, meinen königlichen Titel anzuerkennen?“

Freundlich und gelassen antwortete*) Morus: „Ja, Herr, ich würde ihn anerkennen.“

„Gut,“ forschte Rich weiter, „gesetzt nun den Fall, ein Parlamentsgesetz würde gebieten mich als P a p s t anzuerkennen, würdet Ihr mich nicht auch als Papst annehmen?“

Morus erwiderte: „Im ersten Falle hat wohl das Parlament die rechtmäßige Gewalt. Was den zweiten Fall betrifft, so will ich Euch eine Frage vorlegen. Angenommen, das Parlament erließe ein Gesetz, daß Gott nicht Gott sei, würdet Ihr dann einem solchen Gesetze zustimmen?“

„Nein,“ entgegnete Rich, „denn kein Parlament hat Recht oder Gewalt, so etwas zu behaupten.“

Thomas Morus sagt nun kein Wort mehr. Jener verlogene Staatsanwalt aber setzte aus freien Stücken folgende Worte als von Morus gesprochen hinzu: „Eben so wenig hat ein Parlament die Befugniß, einen König als das oberste Haupt der Kirche zu erklären.“

In diesen, an sich zwar durchaus richtigen, aber von den Beschuldigten nicht ausgesprochenen Worten sollte nun der Thatbestand des vollendeten Hochverrathes gefunden werden.

Nachdem Rich mit seinen Unterbeamten sich entfernt hatte, schloß der Gefangene die Fensterladen und öffnete sie von da an auf lange Zeit nicht mehr. Als

*) „Daß Morus auf diesen in der That eben so plumphen wie unbefugten Angriff überhaupt irgend eine Antwort zu geben sich veranlaßt sah, das ist und bleibt einer der unerklärlichsten Punkte in seinem Leben“ — sagt Baumstark. Dann versucht dieser Schriftsteller eine Erklärung des Unerklärlichen in folgenden Worten: „Allein welche Geisteskraft unterliegt nicht wenigstens einer augenblicklichen, vorübergehenden Schwächung oder Verdunkelung, wenn jahrelange Kerkerlust den körperlichen Organismus gebrochen hat?“

der Befehlshaber des Tower ihn über diese sonderbare Laune zur Rede stellte, antwortete Morus: „Wenn die Waaren und Werkzeuge weggenommen sind, was kann man Anders thun, als die Bude schließen.“

Später ließ der Mann Gottes wieder Gottes Sonne in seinen dunklen Kerkerraum hineinleuchten und suchte nach jedem kleinen Papierschnitzel, um auf ihm mit Kohlen seine letzten Gedanken den lieben Seinigen zu vermitteln. Seiner braven, treuen Margarethe schrieb er, daß „ein ganzer Sester voll Kohlen nicht hinreichen würde, ihr seine väterliche Liebe auszusprechen.“ —

Noch eines infamen Kunstgriffes müssen wir Erwähnung thun, dessen die englische Regierung sich zu bedienen nicht erröthete, um den heldenmüthigen, standhaften Bekenner noch in den letzten Tagen wankend zu machen. Indeß auch dieses allerletzte Mittel wollte bei Morus nicht verfangen.

Plötzlich tauchte nämlich das Gerücht auf, John Fisher, der ehrwürdige Bischof von Rochester, ein Diener Gottes von erprobter Tugend und Charakterstärke, dessen müthiges Auftreten im Parlamente wir schon einmal bewunderten, habe den Eid geleistet. Die unsaubere Quelle, welcher dieses Gerücht entströmte, war leicht zu entdecken. Auch Margaretha hörte davon. Es war gerade um dieselbe Zeit, als sie eine Bittschrift zu Gunsten ihres Vaters aufgesetzt hatte. Behufs Ueberreichung derselben befand sie sich eben im Vorzimmer des geheimen Rathes. Als der Lordkanzler Audley von ihrer Anwesenheit vernahm, kam er sogleich zu ihr in's Vorzimmer. Mit größter Freundlichkeit empfing er sie und sprach sein allergößtes Bedauern darüber aus, daß ihr Vater so hartnäckig bleibe, da doch sogar Bischof Fisher sein Unrecht eingesehen und den Eid geleistet hätte.

Margaretha gerieth fast außer sich vor Freude. Denn, so mußte sie sich in ihrer kindlichen Einfalt sagen, wenn dieser heiligmäßige Mann nachgegeben hat, dann wird auch wohl mein Vater nachgeben können. Sie fragte daher den Lordkanzler, ehe sie sich hoffnungsvoll entfernte, nochmals ausdrücklich, ob sie sich auf diese Nachricht auch fest verlassen könne. Und Audley belog schmählich das unschuldige Kind mit folgenden Worten: „Ja, und noch mehr als das: im gegenwärtigen Augenblick ist er bei dem König, und bald werden Sie ihn in Freiheit und hoher Gnade sehen.“

Da eilte Margaretha zum Tower, so rasch, als ihre Füße sie nur tragen konnten. Sie wurde sogleich vorgelassen, aber auch sogleich gründlich enttäuscht.

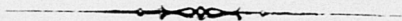
„Du Narrchen, mein Gretchen,“ so entgegnete ihr mit äußerster Ruhe der mit den lügnerischen und heuchlerischen Wegen der Staatskunst wohl bekannte, wenn auch nicht befreundete Morus, „Du bist an diese Kunstgriffe nicht gewöhnt; ich aber kenne ihre Fallstricke sehr wohl; sie wollen mich mit einem Hanswurststücke fangen, aber weit entfernt, mich zu täuschen, täuschen sie sich selbst, und überdieß will ich Dir sagen: wenn es je möglich wäre, daß der Bischof den Eid geleistet hätte, so wäre sein Vorgang für mich keineswegs ein Beweggrund zur Sünde.“

Gleich darnach rief man ihn selbst vor die Commisjäre und wiederholte ihm gegenüber die Lüge. Auf sein Verlangen, den Bischof zu sprechen, ging man selbstverständlich nicht ein. Er wünschte, Fishers Unterschrift zu sehen. Sie sei beim Könige, log unverfroren der Lordkanzler. Da wurde Morus das ganze Gerede müde und entließ seine Besucher mit folgenden Worten:

„Ich glaube es nicht, daß der hochwürdigste Bischof von Rochester den Eid geleistet oder das Protokoll unterzeichnet hat, und sollte er auch Beides gethan haben, ich werde keines von Beiden thun.“

Dem Bischof von Rochester hatte man die gleiche Unwahrheit hinsichtlich seines Freundes Morus vorgehalten, aber auch ohne Erfolg.

Fisher wurde am 21. Juni hingerichtet. Der Prozeß gegen Thomas Morus sollte am 1. Juli beginnen.



8. Prozeß und Urtheil.

Am 1. Juli des Jahres 1535, nach einer gänzlich gesetzwidrigen Untersuchungshaft von mehr als vierzehn Monaten, begann der Prozeß gegen den ehemaligen Lordkanzler und Liebling des Volkes. Um den Eindruck des ganzen Verfahrens zu erhöhen, führte man das Opfer königlicher Willkür und Wollust zu Fuß durch die belebtesten Straßen der Stadt, bekleidet mit einem grobwoollenen Rocke und behandelt wie einen gemeinen Verbrecher. Sein Gang war schwankend, so daß er der Stütze durch einen Stab bedurfte; sein Bart war weiß geworden; sein Antlitz bleich und seine Wangen tief eingefallen. Aber aus seinen Augen leuchtete sein großer Geist; in ihnen spiegelte sich eine Seligkeit und ein innerer Friede wieder, wie ihn die Welt nicht gibt und wie ihn nur allein die treue Pflichterfüllung bis in den Tod gewähren kann: „Oboediens factus usque ad mortem,“ „gehorsam“ — gegen Gottes und der Kirche Gesetz — „bis zum Tode“ . . . „In pace in idipsum dormiam et requiescam!“ — Viele Zuschauer brachen laut in Thränen aus, als sie diesen Auftritt erlebten. Es war in der That erschütternd, gerade diesen Mann so behandelt zu sehen. Und doch drückt gerade diese Behandlung dem Leben und Wirken des Mannes das Siegel auf: so wird er in vollkommenster Weise der Nachfolger seines für die Gerechtigkeit durch die

Sträßen geschleppten und öffentlich verhöhnten göttlichen Meisters.

Der Gerichtshof war zusammengesetzt aus dem Vorsitzenden, Lordkanzler Audley, dem Herzog von Norfolk und den Richtern Sir John Fitzjames (Oberrichter), Sir John Baldwin, Sir Richard Leicester, Sir John Port, Sir John Spelman, Sir Walter Luke und Sir Anton Fitz-Herbert. Die Anklageschrift war lang, verworren und geüffentlich so abgefaßt, um das ausgezeichnete Gedächtniß des Beschuldigten nach Möglichkeit zu bewältigen. Im Wesentlichen lautete sie dahin, daß Morus in böshafter, hartnäckiger und verrätherischer Weise den neuen Parlamentsbeschluß, betreffend die Vollgewalt des Königs in kirchlichen Dingen, verworfen habe. Er sei also des vollendeten Hochverrathes schuldig, weil er den Landesgesetzen widerstrebt und die rechtmäßige Gewalt des Königs nebst dem ihr entsprechenden Titel gelängnet habe. Zugleich wurden die früheren Beschuldigungen, welche auf des Königs zweite Ehe sich bezogen, wiederholt und der Eidesverweigerungen Erwähnung gethan. Als Beweise wurden herangezogen die Protokolle über die Vernehmungen im Tower und sein Gespräch mit Rich; endlich noch ein Brief an den Bischof Fisher.

Nach Verlesung der Anklage eröffnete der Vorsitzende dem Beschuldigten, daß er noch immer Hoffnung auf Begnadigung habe, falls er nämlich seine bisherige Handlungsweise bereuen und einen diesbezüglichen Eid schwören werde. Morus antwortete hierauf, daß er den allmächtigen Gott ansehe, um durch Dessen Gnade standhaft bei der bisherigen Ueberzeugung zu beharren bis zum Tode. Dann hielt er seine Vertheidigungsrede. Sie ist zwar nur kurz, aber nach Inhalt und Form ein wahres Meisterwerk, und nicht ein einziges Wort ist in ihr enthalten, welches nicht der vollkommenen Wahrheit entsprechend wäre.

Thomas Morus begann also wie folgt:

„Wenn ich die Länge und Ausführlichkeit der Anklageschrift und die Gehässigkeit der gegen mich erhobenen Anschuldigungen erwäge, so muß ich befürchten, meine Geisteskräfte und mein Gedächtniß möchten mich verlassen, da sie nicht minder als meine körperliche Kraft durch die langdauernde Einsperrung geschwächt sind; ich werde daher wohl nicht im Stande sein, Alles so plötzlich und unvorbereitet so zu beantworten, wie ich sollte und unter andern Umständen auch könnte.

„Die Anklage enthält, wenn ich nicht irre, im Wesentlichen vier Hauptpunkte, die ich mit Gottes Hilfe der Reihe nach beantworten will. Vor Allem soll ich des Königs Ehe mit der jetzigen Königin Anna mißbilligt haben. Es ist nun zwar richtig, daß ich dem König, so oft er mich zu fragen geruhte, meine Ansicht über diesen Gegenstand stets gewissenhaft und freimüthig ausgesprochen habe. Ich vermag aber nicht einzusehen, wie man mich deshalb des Hochverrathes anklagen kann. Im Gegentheil, ein treuloßer Verräther gegen meinen Gott wie gegen meinen König wäre ich gewesen, wenn ich, in einer so hochwichtigen Angelegenheit um meinen Rath befragt, aus Schmeichelei und Gunstbuhlerei gegen meine Ueberzeugung und gegen mein Gewissen gesprochen hätte. Sollte ich aber wirklich in diesem Punkte den König beleidigt haben, dann glaube ich durch den Verlust meines ganzen Vermögens und durch die schon verbüßte Einkerkung während 15 Monaten genügend bestraft zu sein.

„Der zweite Anklagepunkt besteht darin, daß ich trotz zweimaligen Verhörs vor einer königlichen Commission mich geweigert habe, meine Ansicht auszusprechen über das Parlaments-Gesetz, welches den König als oberstes Haupt der englischen Kirche erklärt und betitelt; man behauptet, ich hätte dies aus boshafter und verrätherischer Gesinnung und Absicht gethan. Niemals habe ich gegen dasselbe irgend etwas gesagt oder gethan. Niemand wird im Stande

sein, mich einer solchen Aeußerung oder Handlung zu überführen. Weder das fragliche Gesetz, noch irgend ein anderes aber kann einen Mann um seines Stillschweigens willen bestrafen; nur Worte und Handlungen unterliegen der Strafe des Gesetzes. Gott allein ist der Richter auch über unsere Gedanken."

Hier unterbrach ihn der Vertreter der Staatsanwaltschaft, um ihm zu sagen, daß auch das Stillschweigen unter Umständen eine Bedeutung haben könne, nämlich als Beweis einer boshaften und treulosen Gesinnung; kein treuer Unterthan, welchem eine solche Frage, wie die von Morus beharrlich nicht beantwortete, vorgelegt werde, könne und werde sich der Antwort weigern.

Hierauf antwortete Morus: „Eine rechtliche Bedeutung habe das Stillschweigen nach römischem und kirchlichem Rechte nur insofern, als man aus demselben auf Zustimmung, niemals auf Widerspruch schließe. Der König sei übrigens sehr wohl im Stande, aus seiner langjährigen Amtsführung zu wissen, ob er, Morus, ein boshafter Unterthan sei. Die Pflicht eines wahrhaft getreuen Unterthanen bestehe nicht sowohl darin, auf alle möglichen Fragen Antwort zu geben, als darin, daß er Gott mehr gehorche als den Menschen, daß er die Reinheit seines Gewissens und die Rettung seiner Seele über alles Andere setze.“

Nun ging er über zum dritten Anklagepunkt und sprach:

„Ich werde angeklagt, boshaft und hochverrätherisch gehandelt zu haben, indem ich während der Zeit meiner Einsperrung im Tower acht Bündel Briefe an Bischof Fisher geschrieben und ihn darin zu gleich hartnäckiger Gesetzesübertretung angetrieben hätte. Ich bitte, mir diese Briefe vorzulegen oder vorzulesen: dann wird man gleich sehen, ob ich lüge oder unschuldig bin. Man sagt mir, dieser Bitte könnte nicht entsprochen werden, weil der

Bischof die Briefe sämmtlich verbrannt habe. Nun gut; die Wahrheit ist diese: eine Anzahl derselben betraf nur unsere Privatangelegenheiten, da wir seit langen Jahren ganz vertraute Freunde waren. Ein Brief war die Antwort auf eine schriftliche Anfrage des Bischofs an mich, wie ich in meinen Verhören über des Königs oberste Kirchengewalt geantwortet hätte. Ich erwiderte ihm: ich sei mit meinem Gewissen im Reinen und überlasse es ihm, das seinige nach eigenem Ermessen in's Reine zu bringen. Gott ist mein Zeuge, daß ich dem Bischof diese und keine andere Antwort gegeben habe.

„Der letzte Anklagepunkt geht dahin, ich hätte das fragliche Gesetz als ein zweischneidiges Schwert bezeichnet; die nämliche Aeußerung habe auch Bischof Fisher gethan, es sei folglich gewiß, daß dieselbe auf einer Verabredung zwischen uns Beiden, auf einem Complotte beruhe. Darauf erwidere ich, daß ich nur bedingt gesprochen habe. Ich sagte nämlich im Verhör, wenn man in jedem Falle Gefahr laufe, man möge das Gesetz billigen oder nicht, dann finde ich die an mich gestellte Frage sehr hart, weil in diesem Falle das Gesetz einem zweischneidigen Schwerte vergleichbar wäre, während ich doch weder durch Worte noch durch Handlungen mich gegen dasselbe vergangen hätte. Dies war meine Antwort; was der Bischof geantwortet hat, weiß ich nicht. Wenn seine Antwort mit der meinigen gleichlautend war, so kann daraus keineswegs auf eine Verabredung oder ein Complotte geschlossen werden, sondern nur auf die Uebereinstimmung unserer Gesinnungen und Ueberzeugungen. Schließlicb erkläre ich wiederholt mit vollster Wahrhaftigkeit, daß ich niemals auch nur ein Wort gegen das Gesetz zu irgend einem Menschen geredet habe, wenn man auch vielleicht dem König das Gegentheil berichtet hat.“

Nach dieser Rede schien die Zuhörerschaft so überwältigt von den empfangenen Eindrücken, daß der Gerichtshof es für nothwendig hielt, mit einem falschen

Zeugen hervorzutreten. Der elende Rich trat auf und hatte die Stirne, seine verlogene Aussage mit einem feierlichen Eide zu bekräftigen. Da erhob sich Morus, streckte seine Rechte aus und sprach mit ergreifendem Ernste: „Meine Herren, wenn ich ein Mann wäre, der einen Eid gering anschlägt, so stände ich nicht in diesem Augenblicke an dieser Stelle. Und wenn dieser Zeugeneid, Herr Rich, den Ihr soeben abgelegt habt, mit Wahrheit geleistet ist, dann bitte ich Gott, daß ich niemals Sein Angesicht schauen möge — ein Wort, das ich nicht sagen möchte, selbst wenn ich damit die ganze Welt gewinnen könnte.“

Sodann bewies der Angeklagte im Einzelnen die ganze Verlogenheit der Rich'schen Aussage. Dieser be-rief sich auf seine beiden Schreiber, aber diese hinwiederum wußten Nichts, da sie mit Einpacken beschäftigt gewesen waren. So konnte man auch hier sagen: „*Mentita est sibi iniquitas*“, zu deutsch: „die Bosheit hat sich in ihr eigenes Lügennetz verstrickt.“

Der Präsident sagte: Wenn die von Rich behauptete Aeußerung auch nicht so wörtlich gefallen sei, so bezeichne sie doch treffend die bekannten Gesinnungen des Angeklagten. — Wahrhaft haarsträubend! — Die Geschworenen waren in einer Viertelstunde „fertig“. Wußten sie doch, wie es dem Könige gefallen würde. Der Lordkanzler gerieth außer sich vor Entzücken über die Bereitwilligkeit der Geschworenen. Er vergaß dabei sogar die nothwendigsten Formalitäten, so daß ihn Thomas Morus darauf aufmerksam machen mußte mit folgenden Worten: „Mein Herr, als ich hier Richter war, da war es Sitte, den Angeklagten nach dem Wahrspruch der Geschworenen zu befragen, ob er für die Urtheilsfällung oder gegen sie noch etwas vorzutragen habe.“ Beschämt richtete nachträglich Audley diese

Frage an den unbequemen Angeklagten, der dann seinerseits Folgendes bemerkte:

„Die gegen mich erhobene Anklage beruht auf einem Parlaments-Gesetz, das im Widerspruch steht mit den Gesetzen Gottes und der Kirche. Die oberste Regierung der Kirche ist ein Recht des heiligen Stuhles in Rom, und kein weltlicher Fürst kann dieses Recht sich anmaßen, denn der Heiland Selbst hat es dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern, den Bischöfen von Rom, verliehen. Dieses Königreich England kann in dieser Beziehung eben so wenig ein abweichendes Gesetz erlassen, als es der Stadt London zustehen kann, ein für das ganze Reich verbindliches Gesetz zu geben, das einem Parlaments-Gesetz zuwider wäre. Auch ist das Gesetz über den Supremat den Rechten und Statuten Englands zuwider, denn die Magna Charta sagt: „Die englische Kirche ist frei, im vollen Genuße ihrer Rechte und ungekränkt in ihren Freiheiten.“ Das Gesetz ist also zuwider dem heiligen Eid, den Seine Majestät, wie jeder andere, christliche Fürst, bei seiner Krönung abgelegt hat.“

Als ihm hierauf der Vorsitzende entgegnete, „alle Bischöfe und Universitäten hätten den Parlamentsbeschuß gebilligt, und es sei daher unbegreiflich, wie er, Morus, allein so hartnäckig auf seiner Privatmeinung bestehen könne,“ — erwiederte der allzeit schlagfertige Mann wie folgt: „Er sehe in den angeführten Auktoritäten keinen Grund, seine Gewissensüberzeugung aufzugeben, er zweifle auch nicht im geringsten, daß noch viele gelehrte und tugendhafte Männer, sowohl in England, als in der ganzen Christenheit lebten, von denen zehn gegen einen seiner Ansicht huldigten. Gedenke er aber jener gelehrten Doctoren und heiligen Väter, die längst verstorben und von denen so viele bei Gott im Himmel sind, so sei er ganz gewiß, daß die große Mehrzahl bei Lebzeiten gerade so dachten, wie er jetzt denke.“

Und deßhalb fühle er sich auch nicht verpflichtet, sein Gewissen der gesetzgebenden Versammlung eines Landes zu unterwerfen, entgegen der allgemeinen Uebereinstimmung der ganzen Christenheit.“

Hiermit wurde die Verhandlung geschlossen. Der Oberrichter gab nun noch auf Befragen des Vorsitzenden seinen Bescheid mit folgenden Worten: „Bei der heiligen Juliana! ich muß gestehen, daß, wenn der Parlamentsbeschluß nicht gesetzwidrig ist, dann auch Anklage und Vertheidigung rechtlich begründet ist.“ *) —

Und nun wurde folgendes Urtheil verkündigt:

„Sir Thomas Morus soll durch den Sheriff William Kingston von hier nach dem Tower zu London abgeführt, von dort auf einer Schleiße mitten durch London nach Tyburn geschleppt, dort bis zum Galbode aufgehängt, noch lebend herabgenommen, dann verkrümelt, der Kopf auf der Londonbrücke ausgestellt werden.“

„Das Urtheil hatte nach König Heinrich's eigener blutdürstiger Gesetzgebung keinen, auch nicht den mindesten Schein der Berechtigung. Die Strafen der Eidesverweigerung hatte Morus nach dem Gesetze verwirkt, aber mehr nicht; der Thatbestand des Hochverraths war von der Anklage nicht einmal thatsächlich behauptet, und das Behauptete war nicht im Geringsten bewiesen. Die Sachlage war so sonnenklar, daß sich weder der Richter, noch die Geschworenen, auch wenn man sich im Geiste ganz in jene Zeit versetzt, darüber täuschen konnten: sie haben ihn gemordet, weil sie wußten, daß der König ihn gemordet sehen wollte.“

Es ist in der That die Wiederholung des blutigen Trauerspiels, welches sich an die Worte knüpft: „Da mihi in disco caput Joannis Baptistae!“ („Gib mir

*) „Solche Leute,“ sagt Baumstark, „konnten damals im freien Albion Oberrichter werden!“ Eben derselbe begleitet den Himmelschreienden in der Form des Rechts bekleideten Justizmord mit oben angeführten Worten.

auf die Schüssel das Haupt Johannes des Täufers!")

Nach gefälligem Urtheilspruch ergriff Thomas Morus noch einmal das Wort, um feierlich gegen die angemahnte Suprematie des Königs zu protestiren: „Sieben volle Jahre hindurch habe ich studirt, um in dieser Frage die Wahrheit herauszufinden, aber in keines einzigen Kirchenlehrers Schriften konnte ich entdecken, daß ein Laie jemals das oberste Haupt der Kirche war oder es in Zukunft jemals sein könne.“ Dann schloß der treue Nachfolger Christi mit folgenden Sätzen: „Der heilige Apostel Paulus stimmte dereinst dem Todesurtheil gegen den Blutzeugen Stephanus zu und bewahrte den Steinigern die Kleider auf und dennoch sind sie jetzt Beide ewig selige Heilige im Himmel und werden dort Freunde bleiben in alle Ewigkeit. So vertraue, bitte und bete auch ich, daß, obwohl Ihr, meine Herren Lords, mich an diesem Tage kraft Richteramtes zum Tode verurtheilt habt, wir dennoch einstmals uns selig im Himmel wiederfinden mögen. Und mein letzter Wunsch sei dieser: Gott schütze meinen Herrn, den König und sende ihm getreue Rätthe!“

Hierauf führte man ihn in den Tower zurück.

Vor ihm her wurde das Richtbeil getragen mit gegen ihn gefehrter Scheide — ein Zeichen der Verurtheilung zum Tode. Als er aus der Gerichtshalle hinaustrat warf sich ihm sein Sohn John zu Füßen und bat ihn, laut weinend, um den väterlichen Segen. In der Nähe des Gefängnisses angelangt, nahm William Kingston unter Thränen von seinem Gefangenen Abschied. Thomas Morus tröstete den Trostlosen indem er zu ihm sprach: „Guter W. Kingston, betrübt Euch doch nicht so sehr, sondern seid heiter, denn ich will für Euch und Eure gute Frau beten, daß wir uns im Himmel treffen mögen, wo wir auf immer der Heiterkeit genießen werden.“

9. Letzte Lebensstunde und Martertod.

Dies jetzt hatte der muthige Dulder seine ganze Selbstbeherrschung und ruhige Heiterkeit bewahrt. Ehe er indes in die Pforte des düsteren Gefängnisses eintrat, erwartete ihn ein schwerer Kampf, und es wollte beinahe scheinen, als ob der geistesstarke Mann unter der tiefen Erschütterung dieses Herzenskampfes über seine Kräfte leide.

Am Tower-Duai harrete nämlich des Trauerzuges die brave Margaretha, das getreue Ebenbild des großen Morus und sein Liebling, sein Herzenskind. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, hier ihren Vater zu erwarten, um noch einmal und vor aller Welt ihm ihre unaussprechliche Liebe zu beweisen und seinen glückbringenden Segen zu empfangen. Als sie den Gegenstand ihrer zärtlichen Sorgfalt erblickte, bahnte sie sich rücksichtslos einen Weg durch die dichtgedrängte Menge, welche ehrfurchtsvoll zurückwich, und stürzte, unbetümmert um die drohenden Waffen der Wachmannschaft, dem bei diesem Anblicke tief ergriffenen Vater an das Herz. Unter lautem Schluchzen fiel sie ihm um den Hals und bedeckte mit Küssen und Thränen das ehrwürdige Antlitz des Bekenners. „O, mein Vater!“ Das waren die einzigen Worte, deren sie in ihrem Schmerzensausbruche mächtig war. Mit sanfter Gewalt entrang sich Morus ihren Armen, segnete sie und sprach: „Mein Kind, was ich zu leiden habe, das leide ich zwar unschuldig, aber nach Gottes Willen. Er kennt mein Herz. Ergib auch Du Dich in diesen heiligen Willen und trage mit Geduld Deine Trauer.“



Thomas Morus nimmt Abschied von seiner Tochter Margaretha.

Einen Augenblick schien es, als sei sie gefaßt und ergeben. Sie schickte sich zum Weggehen an. Aber kaum hatte sie sich einige Schritte weit entfernt, da kehrte sie zurück, heftiger erregt, als vorher und begann auf's Neue ihre fast leidenschaftlichen Liebfosungen und Klagen. Das war zu viel, selbst für die erprobte Standhaftigkeit eines Morus. Stumm und ernst, wortlos wie beim größten Schmerze und der tiefsten Ergriffenheit, stand er da; sein Angesicht war noch bleicher geworden, und eine große Thräne trat in sein Auge und fiel heiß auf die Wange seines Kindes. Und der einen Thräne folgten mehrere: der große Morus weinte! Das war ein Schauspiel so selten und so erschütternd, daß die Menge vernehmlich zu schluchzen begann, daß die härtesten Gemüther weich wurden, und selbst die im Schergendienste ergrauten Kriegsknechte für einige Zeit ihrer harten Amtspflichten vergaßen. —

Auch diese Prüfung war indeß bald überstanden, und als die Lowerzelle sich dem Gefangenen wieder geöffnet hatte, war auch die Ruhe in seiner Seele vollständig wiederhergestellt.

Aus dem Gefängnisse schrieb er noch einen, den letzten Brief — mit Kohle — an Margaretha. Er ist datirt vom 5. Juli und ein Spiegelbild seines Seelenlebens. Unter Anderem schreibt er:

„Ich weiß wohl, liebe Margaretha, wie sehr Du um mich leidest, und es würde mich betrüben, wenn es noch länger ginge als bis morgen. Morgen ist der Vorabend vom Feste des hl. Thomas von Canterbury und die Octave von Sanct Peter: deßhalb wünsche ich, morgen zu Gott zu gehen. Dein Benehmen hat mir nie besser gefallen, als da Du neulich auf dem Wege von mir Abschied nahmst; es freut mich, wenn Zärtlichkeit und Kindesliebe sich nicht die Zeit nimmt, um die Ceremonien und Complimente der Welt zu beachten. So

lebe denn wohl, mein vielgeliebtes Kind; bete für mich, wie ich für Dich und für uns Alle. . . .“

An die Wand seiner Zelle kritzelte er folgende Worte: „Wer möchte, um sein Leben zu retten, Gott mißfallen? Wenn Du so heute Dein Leben rettetest, wie tödlich wirst Du es morgen hassen, wie schwer wirst Du es bereuen, nicht heute schon gestorben zu sein! Bist Du mit Christus fröhlich gewesen beim Hochzeitsfeste zu Cana, so schaudere nicht davor zurück auch vor Pilatus Richterstuhl mit ihm zu stehen. Schon nahet der Augenblick, wo Du Dich mit Ihm freuen wirst in Seiner ewigen Herrlichkeit.“

Noch an dem nämlichen Tage empfing Morus eine königliche Botschaft, dergemäß die entsetzliche Strafe des Hochverrathes in Enthauptung umgewandelt wurde. Seine Antwort auf die betreffende Mittheilung lautete: „Ich danke dem Könige für seine Freundlichkeit und bitte Gott, daß solcherlei Gnaden allen meinen Freunden erspart bleiben mögen.“

Der 6. Juli war für die Hinrichtung bestimmt. Frühmorgens kam Sir Thomas Pope, ein ehemaliger Freund des Lordkanzlers, zum Tower um den Verurtheilten zubenachrichtigen, daß die Vollstreckung des Urtheils um 9 Uhr vor sich gehen werde. Zugleich wurde ihm angedeutet, der König wünsche nicht, daß Thomas Morus eine längere Ansprache an das Volk halte. Dieser versprach, dem Befehle seiner Majestät in diesem Punkte willig zu gehorchen. Als hierauf der königliche Bote unter Thränen sich verabschiedete, tröstete ihn Morus, indem er sprach: „Seid nicht betrübt, denn ich vertraue zu Gott, daß wir uns dereinst wiedersehen und in ewiger Seligkeit uns lieben werden.“

An seinem Ehrentage wollte Morus den besten Rock anziehen, ein Geschenk seines Freundes Bouvissius aber der Lieutenant des Tower widersetzte sich dem Vorhaben, damit nicht etwa, wie er sagte, dieses gute Klei-

dungsstück in die Hände eines „schlechten“ Menschen falle. „Was, Mr. Lieutenant,“ rief Morus aus, „ich sollte denjenigen für einen schlechten Menschen halten, der mir heute eine so große Wohlthat erweisen wird? Und wären die Kleider vom edelsten Goldstoff, er sollte sie haben; ich erinnere mich wohl, daß der heilige Cyprian dem Manne, welcher ihm den gleichen Dienst erwies, dreißig Goldstücke geschenkt hat.“ Aber der Tower-Commandant gab nicht nach, und so mußte Morus den groben Wollrock seines Dieners anziehen.

Mit dem Schläge der neunten Stunde wurde Thomas Morus aus dem Tower geführt. Sein Antlitz war bleich und seine Wangen waren tief eingefallen. In der Hand trug er ein großes Cruzifix, und seine Augen waren gegen Himmel gerichtet. Als der Zug an dem Haupte einer braven und muthigen Frau vorbeikam, trat diese mit einem Becher Wein dem durch die lange Kerkerhaft sichtlich Ermatteten entgegen. Aber Morus mochte an seinen göttlichen Meister denken, denn er schlug den wohlgemeinten Trunk aus mit der Worten: Christus trank nicht Wein, sondern Eßig und Galle.“

An „Eßig und Galle“ fehlte es ihm allerdings auf diesem Gange nicht. Ein Weib brach sich schreiend Bahn durch den Volkshaufen und forderte mit heftigen Geberden Urkunden und Papiere zurück, die sie dem ehemaligen Kanzler anvertraut haben wollte. Mit unerschütterlicher Sanftmuth bemerkte ihr der gute Morus: „Nur noch eine Stunde Geduld, liebe Frau, und Seine Majestät wird mich befreit haben von der Sorge für Eure Papiere und für alle sonstigen Erdendinge.“ Und einem andern Weibsbilde das sich, heulend über „erlittenes Unrecht“ seinen Fersen anhing, entgegnete er mit gleicher Ruhe: „Ich erinnere mich Eurer recht wohl und wenn ich in dieser Stunde Eure Sache noch einmal entscheiden müßte, so würde ich nicht ein Wort an meinem Urtheile ändern.

Am Fuße der Richtstätte angekommen, legte Morus seine Hand auf die Schulter des Commandanten und bat mit dem Zeichen tiefster Erschöpfung: „Ich bitte Euch, Herr, helft mir sicher hinauf, herunter werde ich gewiß ohne Eure Hülfe kommen.“ Hierauf zum Volke gewendet, flehte er Alle an um ihr Gebet und nahm sie zu Zeugen, daß er sterbe im Glauben der heiligen katholischen Kirche, getreu seinem König und seinem Gott. Dann betete er auf den Knien liegend, in tiefster Andacht versunken, den Bußpsalm „Miserere“.

Nach beendigtem Gebet küßte und tröstete er den Scharfrichter, der ihn um Verzeihung bat, mit den Worten: „Du wirst mir heute den größten Dienst erweisen, welchen ein Mensch mir noch erweisen kann. Darum zaudere nicht, Deines Amtes zu walten. Aber mein Hals ist kurz, darum siehe zu, daß Du nicht schief hauest und Deine Amtsehre einbüßest.“

Dann verhüllte er seine Augen und legte selbst das Haupt auf den Block, nachdem er zuvor den langen Bart, „der ja keinen Hochverrath begangen habe,“ bei Seite geschoben hatte. So bot er sich dem Todesstreiche dar. Ein einziger Hieb trennte das Haupt vom Leibe und öffnete der Seele die ewigen Thore der heiligen Stadt Gottes.

So starb Thomas Morus, der größte Mann in England und einer der größten, tugendhaftesten und edelsten Männer aller Länder und aller Zeiten, eine Zierde seiner heiligen Kirche, ein glorreicher Martyrer des Glaubens und der Gerechtigkeit. Das Beil, welches sein Haupt getroffen, hat zahllose Herzen schwer verwundet. „Um diesen Mann als Diener zu gewinnen, hätte ich die beste Stadt in all' meinen Reichen gerne geopfert,“ so sprach heftig erregt bei der Nachricht von der blutigen That, der mächtige Kaiser Karl V. von Deutschland zu dem englischen Gesandten. Und der

große Cardinal Reginald Pole schrieb aus seiner Verbannung heraus: „Ich kann mich der Thränen nicht enthalten, während ich schreibe, obgleich ich so fern von meinem Vaterlande bin. Gott ist mein Zeuge, daß ich um ihn mehr Thränen vergieße als mein Schreiben ertragen kann, so daß sie gar oft meine Buchstaben auslöschten. O England! Verloren hast Du Deine Zierde, Deinen Schutz! Sein Leben hat er gelassen für Dich, auf daß Du nicht vergeiffest Deine Rettung!“



Inhalt.

Erstes Kapitel. Jugendleben	5
Zweites Kapitel. Familienleben	12
Drittes Kapitel. Im Dienste des Königs	25
Viertes Kapitel. Die Gescheidungs-Angelegenheit	34
Fünftes Kapitel. In der Einsamkeit von Chelsea	50
Sechstes Kapitel. Die Successions-Akte	59
Siebentes Kapitel. Kerkerleben	64
Achstes Kapitel. Prozeß und Urtheil	81
Neuntes Kapitel. Letzte Lebensstunde und Martertod	90

84190-F

